

Kaukasus

Georgien, Armenien

Reisetagebuch



1. Juli – 1. August 2008

Prolog.

In diesen Tagen, kurz vor meinem 55. Geburtstag, als ich damit beginne, dieses Tagebuch einer wunderbaren Reise in den Kaukasus fertigzustellen, ist der Krieg in Georgien noch im Gange und niemand weiß, was sich daraus noch entwickeln wird. Er erinnert mich an ein Land, dessen Menschen wie besoffen waren von ihrem Wunsch, sich dem Westen anzunähern. Schon am Hafen von Poti begrüßte uns neben der georgischen die Europaflagge und vor den Ministerien in Tiflis hingen ebenfalls beide Flaggen, obwohl Georgien kein Mitglied der EU ist. Über Russland redeten die Menschen gelassen, trotz des aktuellen Konflikts um Südossetien und Abchasien, alle schienen überzeugt zu sein, dass, wenn es hart auf hart gehen würde, das große, befreundete Amerika schon helfen werde.

Mir kam vieles ein wenig überdreht vor, in allem ein Tick zu viel des Guten: Die Begeisterung für den Westen, der neue Nationalismus, die wiederbelebte Religiosität, und was immer die Russen auch dazu beigetragen haben mögen, den Konflikt zu schüren, habe ich mich gefragt, ob die Georgier gut beraten sind, eine Außenpolitik zu betreiben, die eines der wichtigsten Gebote für kleine Länder missachtet, nämlich sich gut mit ihren Nachbarn zu stellen.

Armenien wird von einer Riege alter Herren regiert und ist weit davon entfernt, selbst so spärliche Schritte in Richtung Demokratie zu wagen, wie Georgien sie in den letzten Jahren



Georgischer „Europa“-Hype (im Hafen von Poti).

„schön“ zu nennen ist, wohlgefühlt – vielleicht einfach, weil sie uns in ihren Rhythmus einbezogen hat, während wir in Tbilisi, trotz des wunderbaren Quartiers, das wir dort hatten, außen vor geblieben sind.

Wie sind wir auf den Kaukasus gekommen? Ursprünglich hieß unser Ziel in diesem Jahr erneut Madagaskar, aber wie schon in den Jahren zuvor war uns am Ende der Flugpreis zu hoch. Armenien war eine Alternative, für die der Boden seit langem bereit war. Nach einigen Osteuropareisen und der großen Sibirientour im vergangenen Jahr hat sich mein Interesse mehr und mehr auf die Regionen im Kaukasus und in Zentralasien gerichtet. Gespräche mit Freunden haben das verstärkt, auch durch Lektüren von Kapuściński und anderen

versucht hat. Und trotzdem kam uns Jerewan gelassener vor, ausgeglichener, mehr in sich ruhend als die georgische Hauptstadt. In Jerewan sitzen die Menschen in den Cafés und schlürfen ihren Kaffee, während sie in Tiflis oder *Tbilisi*, wie es auf Georgisch genannt wird, wie unter Strom zu stehen scheinen, ständig in Eile. Wie könnten sie auch Ruhe finden in einer Stadt, in der das von einem *Hype* sondergleichen angetriebene Neue durch das Alte kaum mehr ausbalanciert wird. Die Schönheit der Stadt, die voller Geschichte steckt, ist noch zu ahnen, aber was alt an ihr ist, bildet kein Fundament, auf dem das Neue ruht und wächst. Es ist ein morsches, verrottes Gerüst, das niemanden interessiert, das niemand mehr pflegt und dem man ansieht, dass es gegen die Banken, gegen die Geschäfte, gegen das Geld keine Chance hat, dass es früher oder später dem endgültigen Zerfall preisgegeben sein wird.

Jerewan, eine von zahlreichen Hauptstädten in der Geschichte Armeniens, ist jung und besitzt nicht die Tradition eines über Jahrhunderte gewachsenen Gemeinwesens. Trotzdem haben wir uns in dieser großzügig geschnittenen Stadt, in der kaum etwas wirklich

waren diese Regionen präsent geworden. Und Armenien ganz besonders. Armenien, das waren klischeehafte Vorstellungen von einem kleinen, um so mehr von Legenden umwitterten, mythenumwobenen Volk, einem Volk fast ohne Land, ähnlich wie das jüdische über die ganze Welt verstreut. Der Genozid der Türken, die berühmten Buchmalereien, die malerisch in den Bergen gelegenen Kirchen und Klöster, dazu kam die Unabhängigkeit, die das Land wie alle sowjetischen Satelliten über Nacht in eine neue Zeit geworfen hat – ich hatte jedenfalls keinen Zweifel daran, dass Armenien ein lohnendes Ziel bieten würde. Von Georgien war ich ohnehin überzeugt, ein Land, so heisst es, voll Milch und Honig. Wein, Obst, Früchte, ein grünes Paradies – und für die Russen über viele Jahre ein ähnliches Traumziel, wie es Kuba für die USA war. Vor Jahren hatte ich schon mal Flugpreise nach Tbilisi recherchiert ...

Lange Zeit dachten wir, dass wir, um Georgien ohne zu fliegen erreichen zu können, den lästigen Umweg über die Türkei nehmen müssten, denn der Weg über Russland war versperrt. Doch dann fiel mir diese Fährverbindung zwischen Odessa und Istanbul wieder ein, von der wir schon 2001 in Odessa geträumt hatten ...

m/v "Greifswald" (Ilyichevsk-Poti):

Departure from Ilyichevsk	- every Tuesday at 23:00
Arrival to Poti	- Friday at 09:00
Departure from Poti	- every Saturday at 18:00
Arrival to Ilyichevsk	- Monday at 11:00

Der Traum wird wahr ...

Ein Samstag Ende Juni, wenige Tage vor unserer Abreise. Ausflug ins Brandenburgische. Wir stehen auf dem Schlossgelände von Wittstock, da klingelt plötzlich das Handy. Jemand redet in Englisch auf mich ein. Ein Mr. Tarasenko ist am Apparat. Es braucht eine ganze Weile, bis ich begreife, was los ist. Herr Tarasenko will uns mitteilen, dass unser Schiff heute pünktlich in Georgien abgefahren sei. (Und vielleicht will er sich auch noch einmal vergewissern, dass wir tatsächlich mitreisen.)

Ein Traum ...

Ein paar Monate zuvor hatte ich begonnen, erst einmal ganz spielerisch, ein bisschen im Internet zu surfen und nach dieser alten Fährverbindung zu recherchieren, die wir vor ein paar Jahren in Odessa gesehen hatten. Und tatsächlich, da gab es eine Schifffahrtsgesellschaft ... Ich schaute mir ihre Seite an und plötzlich war ich wie elektrisiert. Ich mochte kaum glauben, was ich da sah. *UkrFerry*, so hieß die Gesellschaft, die ich gefunden hatte, bot normale Passagierverbindungen zwischen Odessa und Istanbul und zwischen Varna und Istanbul an – und sie bediente, allerdings mit einem Frachter, noch eine andere Linie, nämlich die Strecke Ilychevsk-Batumi. Batumi, das wusste ich seit meiner wunderbaren Paustovskij-Lektüre, liegt in Georgien, aber wo liegt Ilychevsk? Ein Blick auf die Karte genügte: Ilychevsk ist der Hochseehafen von Odessa, wenige Kilometer nur entfernt. Es gab also tatsächlich eine Schiffsverbindung zwischen der Ukraine und Georgien längs durch das Schwarze Meer – kaum zu glauben und wir schwammen auf einer Woge der Euphorie.

Die Webseite von *UkrFerry* zeigte mir, dass es sich um einen großen Frachter handelte, der diese Route befuhr, und er trug zu meinem Erstaunen einen deutschen Namen. Die *MS Greifswald* nahm außer Cargofracht auch eine begrenzte Menge von Passagieren mit und es gab sogar Fotos von den Kabinen, die nach billigem Sperrholzverschlag aussahen. Aber immerhin, es waren Doppelkabinen, wobei ich davon ausging, dass wir gemeinschaftliche Sanitäreinrichtungen haben würden, und ich sah uns schon irgendwo in einer Waschkabine in einer Ecke zwischen großen Containern Doch die Hauptsache war: Es gab einen Button, mit dem man die Buchung auslösen konnte, und ich zögerte keinen Augenblick damit, zumal der Preis sich sehr zivil ausnahm.

Kurz darauf hörte ich zum ersten Mal von Mr. Tarasenko. Vladlen Y. Tarasenko ... Er meldete sich mit einer E-Mail in englischer Sprache, wollte die Buchung auf diesem Weg noch einmal wiederholen und bestätigte sie dann umgehend. Später erhielten wir von ihm noch genaue Angaben und eine Wegbeschreibung, wo wir die Tickets in Odessa abzuholen und zu bezahlen hätten – und bitte immer nach Mr. Tarasenko fragen! Es war alles ein wenig archaisch, wenn ich mich bedankte, dann mailte er noch einmal o.k. zurück, doch nie so, dass ich Anlass gehabt hätte, der Sache nicht zu trauen, zumal wir auch nicht um Vorkasse gebeten wurden. Wir erfuhren, dass die *MS Greifswald* jeden Dienstag losfuhr und freitags in Batumi ankam. Allerdings, und das beunruhigte mich ein wenig, weil wir schon für die Anreise viel Zeit brauchen würden, sollten wir uns darauf einstellen, dass das Schiff Verspätung haben könnte, bis zu mehreren Tagen.

Eine kleine Villa, von einem hohen Zaun umgeben, im noblen Berliner Westend – die armenische Botschaft. Georgien hat im Zuge seiner Westorientierung die Visapflicht aufgehoben, aber für Armenien brauchen wir noch eine Berechtigung und deswegen bin ich jetzt hier. Unsere Formulare hatte ich schon aus dem Internet gezogen und fertig ausgefüllt, doch die Matrone, die mächtig hinter ihrem Schreibtisch thront, fegt das alles mit bestimmter, aber nicht unfreundlicher Ruppigkeit beiseite. *Bitte dieser neue Formular nehmen*, befiehlt sie mit rauer Stimme und reicht mir dazu einen Papierschnipsel mit einer Kontonummer, auf den sie nach kurzem Nachdenken eine Summe geschrieben hat, *bitte überweisen Sie Geld und schicken Sie ausgefüllte Blatt wieder zurück*. Sie notiert etwas auf einem gelben Haftzettel, den sie auf ihren Schreibtisch klebt.

Nach einer Woche fahre ich erneut ins Westend. Als ich in den Hof trete, an dessen Ende sich der Nebeneingang zur Konsularabteilung befindet, ist alles verschlossen: *Heute keine Öffnungszeiten!* Ich werfe unsere Anträge, die ich mit unseren Pässen in einer Aktenmappe verstaut hatte, zusammen mit der Mappe in den Briefkasten, der sich im Flur neben dem Eingang befindet. Sie werden uns die Pässe schon zuschicken, denke ich, das Portogeld hatte ich ja überwiesen.

Eine Woche später. Keine Post von der Botschaft, keine Zusendung. Nach einer weiteren Woche nach wie vor keine Reaktion, der Briefkasten bleibt leer. Langsam werde ich unruhig. Ich rufe in der Botschaft an, doch über keine der Nummern, die ich ermittelt habe, erreiche ich jemand. Immer nur der Anrufbeantworter – mit einer Ansage auf Armenisch. So bleibt das mehrere Tage lang, keine Pässe, keine Rückmeldung, nichts. Ich beschliesse, ein drittes Mal zur Botschaft zu fahren (was mich immer mehrere Stunden meiner Arbeitszeit kostet).

Am Briefkasten sehe ich nun einen Zettel. In ungelener Schrift steht da: *Keine Post einwerfen!*

Im Büro frage ich nach unseren Ausweisen. Der Mann weiß von nichts. Als ich insistiere, telefoniert er ein wenig herum und verlässt dann wortlos den Raum. Nach zehn Minuten kommt er zurück – mit unseren Pässen in der Hand. Er schimpft. *Wie können Sie nur die Unterlagen in diesen Briefkasten werfen, der ist schon lange tot*. Sie öffneten ihn nur, sagt er, um die Werbung zu entfernen. Der richtige Briefkasten der Botschaft befindet sich beim Haupteingang ...



Was erwartet uns im Kaukasus (Protest gegen Wahlfälschungen in Jerewan)?

Wie auch immer: Sie haben die Anträge und die Pässe gefunden, Zeit genug also, um ihren Job zu erledigen. Doch keine Spur der Visa. Jetzt bin ich an der Reihe, ungeduldig zu werden: Zum dritten Mal bin ich nun hier und ...

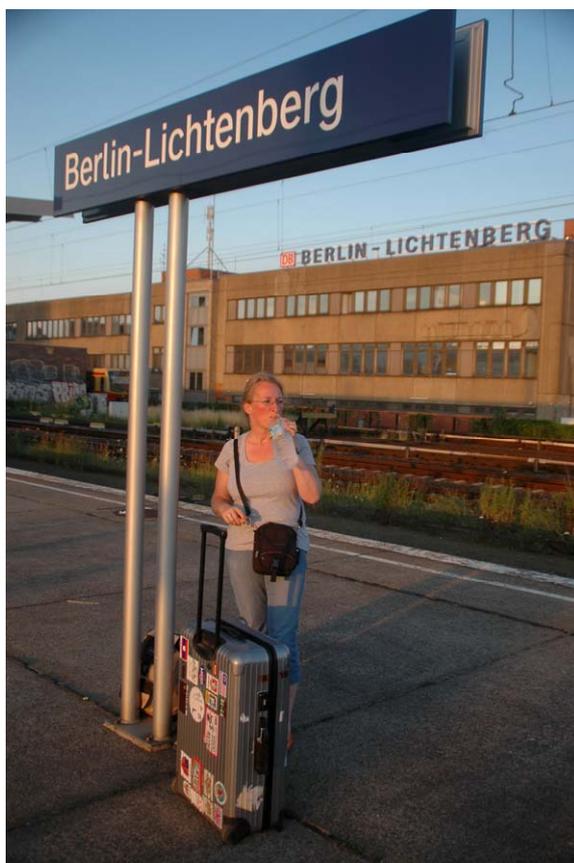
Nun gut, murrend zwar, aber immerhin. Mit den Pässen in der Hand verlässt er erneut den Raum. Wieder zehn Minuten Warten. Aber dann halte ich sie endlich in der Hand, unsere wertvollen Pässe mit den nicht minder wertvollen Visa für unsere Reise. Unsere erste Erfahrung mit Armenien ... Später werden wir erfahren, dass wir die Visa für viel weniger Geld auch an der armenisch-georgischen Grenze hätten erhalten können.

Dienstag, 1. Juli / Abfahrt von Berlin.

Berlin-Lichtenberg. Ein letzter Strahl der Sonne fällt auf den fast leeren Bahnsteig, auf dem nur wenige Menschen mit uns warten. Es riecht nach Familienbande, Arbeitsaufenthalten, Touristen sehen wir keine. In ein paar Minuten fährt der Zug nach Kiew ab, wo wir morgen

Abend, gut 25 kommen werden. Eine Anreise sein, ohne die Hektik, die atemlosen Flugverbindungen. Die Polen und die Ukraine, das Schwarze Meer zu unserem ersten und schon die Aus-Etappe, die eintägig versetzt uns in eine der noch mit einem gewissen Verbund das Schwarze Meer

Ein grauer, un-ukrainischer Eisenbahnwagen noch in den Waggon einsteigen gleich zu einem ersten, sagt man Toiletten nicht. Brüllen im Abteil. Das Öffnen, im Waschwasser. Aber was der beständige sein, und bald ste-dem kleinen Klapp-tischchen vorm Fenster. Während es langsam dunkel wird, geben wir uns dem Geräusch der Räder hin.



Berlin-Lichtenberg: Die Reise beginnt.

Stunden später, an- Es wird eine gemächli- so wie wir sie lieben, Hast und Ungemütlich- Zeitsprünge einer Reise wird uns über- ine, wo wir in Kiew und machen werden, zum und von dort per Schiff Ziel in Georgien führen, sieht auf die erste ge Bahnreise bis Kiew, fiebrige Erwartung, von gehörigen Maß an Un- denen Überfahrt über ganz zu schweigen.

scheinbarer Zug der bahnen. Bevor wir gon mit unserer Num- können, werden wir anderen gewiesen. Im uns, funktionierten die lende Hitze empfängt Fenster lässt sich nicht becken fließt kein soll's, es ist ein *Duble*, Traum unserer Ostrei- hen Wein und Käse auf

Ukraine / Schwarzes Meer.

Mittwoch, 2. Juli / Mit der Bahn nach Kiew.

Nach wunderbarem Schlaf wache ich um 5 Uhr früh auf. Wir sind in Polen. Morgendlich frischer Sonnenschein, Licht durchflutet das Abteil, in dem wir nachts ohne Scheu die Rollos oben gelassen haben. Draußen blauer Himmel, ein weites Land. Wiesen, auf denen noch weißer Tau liegt, ziehen vorbei. Ein ganzer Reisetag auf der Bahn liegt vor uns ...

Am späten Vormittag erreichen wir Jagodin, die Grenzstadt. Zwei Stunden Aufenthalt, Spurwechsel. Die Passkontrolle ist unproblematisch. Ich stelle die Uhr eine Stunde vor.

Stress mit eine Frau, die unbedingt in unser Abteil will und immer wieder an die Tür klopft, vielleicht ein Opfer der Umlegung.



Kiew: Etagenhotels in anonymen Hochhäusern.

uns einen Zettel mit einem handgeschriebenen Namen hin – unser ist es nicht. Offensichtlich ein Gast, der noch erwartet wird, aber warum steht da nicht unser Name drauf? Sie weiß es nicht. Telefonate, die zu nichts führen. Ich zeige ihr unsere Buchungsbestätigung, die sie, des Deutschen nicht mächtig, ratlos studiert. Weitere Telefonate, niemand weiß von unserer Reservierung. Schließlich schaue ich selbst auf unsere Buchung. Ich sehe: 2. Juni ... Versehentlich habe ich um einen Monat zu früh gebucht. Und wir hatten uns gewundert, dass das Hotel schon den Übernachtungspreis eingezogen hatte.

Inzwischen ist es Mitternacht. Um diese Zeit noch ein Zimmer suchen? Der Gedanke schreckt uns gewaltig. Doch mit Hilfe des freundlichen Mädchens löst sich alles schnell in Wohlgefallen auf. Es gibt noch ein Zimmer in dem Hotel, für das wir allerdings 550 Griwna (77 Euro) bezahlen müssen, während der ursprüngliche Preis sich auf 97 Dollar belief. Und morgen müssen wir auch wieder umziehen, von der 4. in die 3. Etage, für dann sogar 700 Griwna. Damit sind wir doch wieder bei den teuren Kiewer Hotelpreisen angelangt, die wir von unserer ersten Reise in Erinnerung haben. Nun denn, wir sind froh, dass wir noch untergekommen sind, und kurze Zeit später fallen wir müde und erleichtert in unsere Betten.

Flache, endlose Weiten der ukrainischen Wiesenlandschaft, durchsetzt mit niedrigem Busch- und Baumbewuchs und nie wie bei uns durch abgezirkelte, gerade Kanten eingehegt. Misch- und Birkenwälder, mit Unterholz verwachsen. Zu den geräucherten Hühnerbeinen, die wir uns in Berlin haben einschweißen lassen, werden wir vom Schaffner mit Kaffee und Tee versorgt.

Fahrplanmäßig erreichen wir gegen 23 Uhr Kiew. Der Taxifahrer knöpft uns 100 Griwna ab, was ungefähr 14 Euro entspricht, obwohl das Hotel, wie sich herausstellt, nicht weit vom Bahnhof entfernt liegt. Hauptstadtpreise, die man in Kauf nehmen muss, wenn man spät abends irgendwo ankommt.

Aber wo setzt der Mann uns ab? An dem Hochhaus, vor dessen großem Parkplatz wir stehen, sehen wir nirgendwo ein Hotelschild. Ein Parkwächter bestätigt jedoch, dass wir richtig seien, und so betreten wir, ein wenig irritiert, die Lobby. In der großen, kahlen Halle keine Spur einer Rezeption, nur ein einsamer Empfangstisch in der Mitte, von dem uns ein junges Mädchen entgegenblickt, offensichtlich eine Art Concierge. Auf unsere Frage nach dem Hotel nickt sie bestätigend und hält

Donnerstag, 3. Juli / Kiew.

Inzwischen haben wir herausgefunden, was uns gestern so irritiert hat. Unser Hotel gehört zu dem in Kiew offensichtlich verbreiteten Typ der Apartmenthotels, mit denen man auf die notorische Knappheit an Hotelbetten in der Stadt reagiert. Es sind Hotels, die als abgeschlossener Bereich lediglich eine oder mehrere Etagen in einem Hochhaus belegen. Deshalb fanden wir die Rezeption auch erst, als wir hochfuhren – am Ende eines langen Flurs. Der Umzug heute in die 3. Etage bedeutet zugleich Wechsel des Hotels. Das wurde gestern von dem Mädchen schon organisiert und klappt ohne Probleme.



Der *Chreshchatyk* – zur Fußgängerzone umgewandelt.

Kiew hat sich in den sieben Jahren seit unserem letzten Besuch mächtig entwickelt. Wo damals noch Baustellen die Stadt prägten, die ihre noch junge Unabhängigkeit kaum verdaut zu haben schien, schieben sich heute die schwarzen Limousinen der Neureichen durch die Straßen. Der protzige neue Bahnhof, damals so unberührt, leer und steril, dass er uns viel zu groß vorkam und irgendwie der Gegenwart weit voraus, ist heute ein Bahnhof wie jeder andere. Wie auch der Vorplatz quillt er über von Menschen. Schicke Modegeschäfte zeugen von neuem Wohlstand, auch wenn der vielleicht nur eine kleine Schicht erreicht. Über die Bürgersteige flanieren gut gekleidete Menschen. Die etwas verschlafene, graue Stadt hat sich zu einer normalen europäischen Hauptstadt gemausert, die kaum noch von westlichen Hauptstädten unterscheidbar ist – was auch ein wenig enttäuscht.

Vom Bahnhof schlendern wir den breiten, viel befahrenen Boulevard Tarasa Ševčenka entlang an Parkanlagen vorbei zum Chreshchatyk, der sechsspurigen Magistrale der Stadt, die, nachdem sie im Krieg zerstört worden war, komplett im stalinistischen Zuckerbäckerstil wiederaufgebaut wurde. Anders jedoch als die zunehmend verödete Frankfurter Allee, die er an Prunk und architektonischer Geschlossenheit übertrifft, ist der Chreshchatyk mit seinen modernen Läden und Geschäften ein pulsierendes Zentrum der Stadt. Minsk fällt mir ein ... Auf dem bessarabischen Markt, der am südlichen Ende der Straße in einer schönen alten Markthalle untergebracht ist, kaufen wir für 10 Griwna ein Schälchen mit Himbeeren, nachdem die Verkäuferinnen uns für Blaubeeren oder Brombeeren zunächst das sechsfache abknöpfen wollten.

Von dort ist es nicht weit zur Sophienkathedrale, die mit dem Michaelskloster das magische Zentrum der Stadt bildet. Hier hatte ich vor sieben Jahren zum ersten Mal das Gefühl, wirklich im „Osten“ angekommen zu sein, hier nahm ich erstmals wahr, was so klischeehaft als das „Licht des Ostens“ beschrieben wird: ein klares, durchscheinendes Licht, das den Dingen und Gebäuden fest umrissene Konturen von einer fast unwirklichen Präsenz verleiht; vielleicht war das aber auch bloß der Morgenstimmung zu verdanken, in der wir damals die Straßen abgingen. Im Morgenlicht kam mir die weite Fläche zwischen Kathedrale und Klos-



An der Sophienkathedrale.

ter wie neu vor, als wäre sie gerade entdeckt worden und noch kaum berührt, was womöglich aber nur daran lag, dass um diese Zeit kaum jemand auf den Beinen war. Jedenfalls war es ein wunderbarer Eindruck, der mit dem Licht zusammenhing, das sich im Gold der Kuppeln spiegelte, und mit den klaren, pathetisch kalten Farben der Gebäude. Das Gold überwältigte mich mit seiner Strahlkraft, das wagt keine Kirche im Westen, und das kalte Blau, das zu dem Licht passt, war seltsam fern und entrückt, weit weg von dem, wie unsere Sensoren Farbwahrnehmungen gewöhnlich übersetzen, so fremd wie faszinierend. Anders als 2001 betreten wir dieses Mal die Kathedrale, in der wunderschöne, noch gut erhaltene Wandgemälde aus dem 10. und 11. Jahrhundert zu sehen sind. Das umgebende Gelände ist mit seinem Grün und seiner Stille ein Refugium, ein Rückzugsort für die Einheimischen.

Abends in ein Restaurant in einer Seitenstraße des bul. Tarasa Ševčenka. Wir sitzen draußen in einem durch Sträucher von der wenig belebten Straße abgetrennten Bereich, das Essen ist trotz westlicher Preise durchschnittlich. Zusammen bezahlen wir 350 Griwna (49 Euro). Am Nebentisch zwei junge Frauen, die ziemlich fertig aussehen. Nutten? Um 22.30 Uhr liegen wir im Bett.

Freitag, 4. Juli / Kiew.

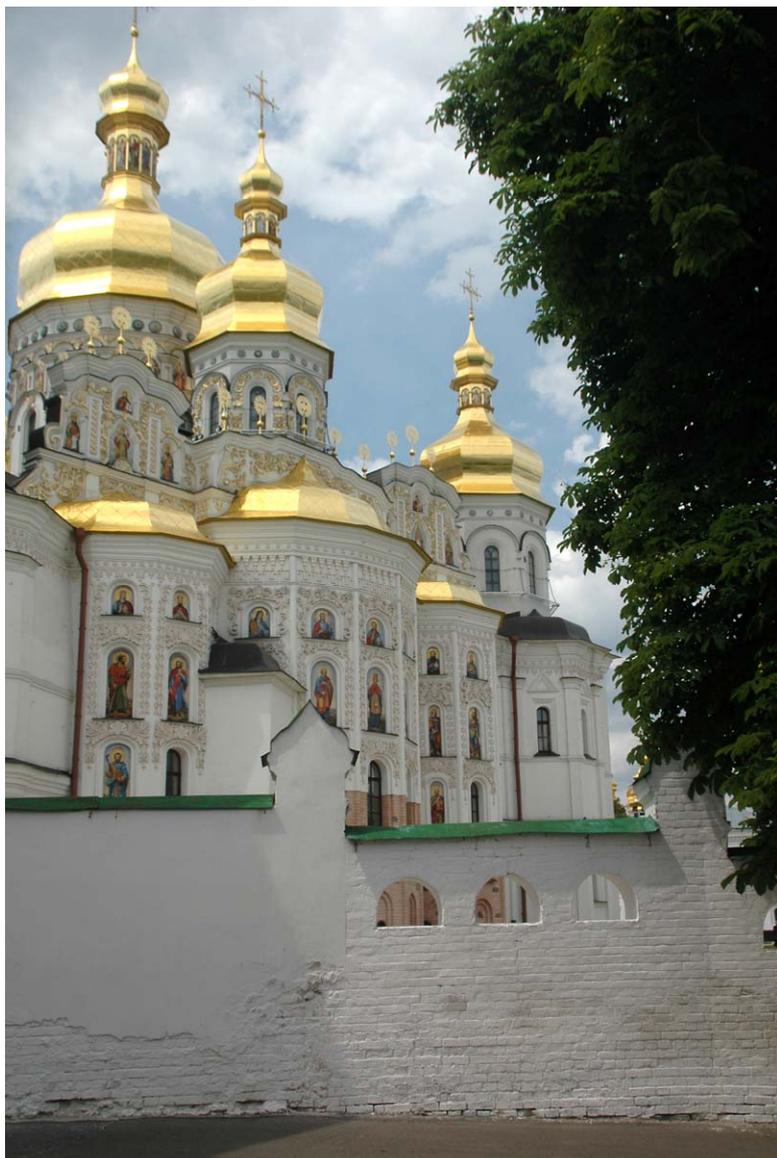
Heute zu den berühmten Höhlenklöstern von Kiew. Ein riesiges, beeindruckendes Freigelände, das sich über ein paar Hügel zieht, mit mächtigen Kirchen, Mönchsunterkünften etc., und immer wieder tut sich ein weiter Blick über den Dnjepr auf. Hier befand sich einst das geistige Zentrum der griechisch-orthodoxen Kirche und noch heute spiegelt die beklemmende Pracht des Klosterkomplexes unverhohlen die ganze Macht der Kirche. Die unterirdischen

Katakomben, die mich am meisten interessiert hätten, sind wegen Restaurierungsarbeiten nicht zugänglich. Auf dem Rückweg kommen wir an einem Mahnmal für AIDS-Opfer vorbei. Ukrainische Gegenwart.

Abends Chreščatyk, Tarasa Ševčenko und der nahe gelegene Park voll mit jungen Leuten. Jetzt merkt man, wie lebendig und jung die Stadt ist.

Samstag, 5. Juli / Kiew-Odessa.

Bei leichtem Regen schlendern wir durch ein altes Viertel an Botschaften und herrschaftlichen Bürgerhäusern vorbei zum *Andrijivs'kyj uzviz*, dem berühmten Andreashügel. An einen



Hügel geschmiegt, reckt sich die Andreaskirche mit ihrem prunkenden Barock stolz gegen den Himmel. Wie vor sieben Jahren bieten auf der steilen, mit Kopfsteinpflaster bedeckten Gasse Verkaufsstände Kunsthandwerk und Devotionalien an.

Die Promenade am Dnjepr hat sich stark verändert. Viel Rummel. Buden, Ausflugschiffe. In einer Seitenstraße finden wir ein kleines Straßenrestaurant, wo wir ganz allein unter wehenden gelben Stoffbahnen eine kleine Zwischenmahlzeit zu uns nehmen: köstlichen Hering mit Zwiebeln und Kartoffeln. Der nette junge Kellner kokettiert mit seinen Englischkenntnissen. Über den Chreščatyk zurück. Überraschenderweise ist der Boulevard heute für den Verkehr gesperrt. Noch ein wenig unsicher, als trauten sie dem Braten nicht, flanieren die Menschen über die achtspurige Straße, über die das Abendlicht harte Schatten wirft. Wunderbares Raumgefühl auf der überbreiten, jetzt fast leer wirkenden Straße. Ähnliches haben wir vor Jahren im rumänischen Iași erlebt. Es hat et-

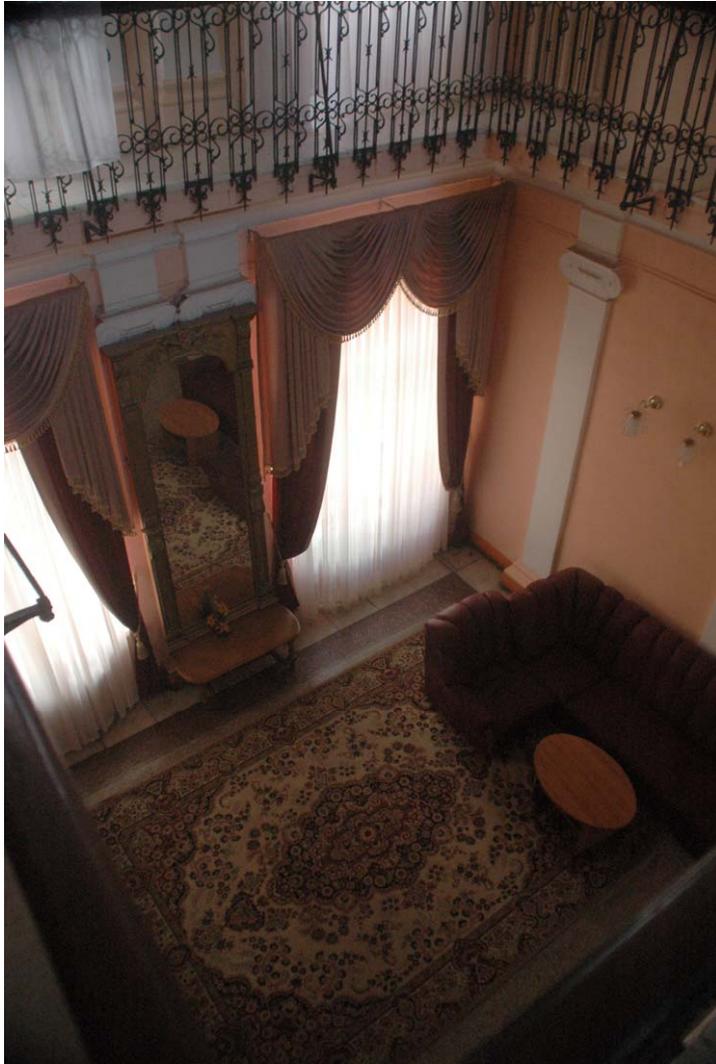
Die altrussische Macht der Kirche ...: auf dem Gelände der Höhlenklöster.

was Surreales, wenn man Städte, die sich heutzutage maßgeblich über den Verkehr definieren, plötzlich von Autos frei räumt – als fingen die Menschen neu zu atmen an.

Ins gleiche Restaurant wie am ersten Tag. Wunderbare, nette Bedienung, ein blutjunges, schlankes Mädchen mit halblangen, blonden Haaren, die über schwarzen Jeans auf eine weiße, durchsichtige Bluse fallen, durch die sich der BH abzeichnet. Sie ist rührend um uns bemüht. Unter den ukrainischen Mädchen, die manchmal schnippisch den Blick ignorieren, manchmal verlegen nach unten schauen, immer wieder welche mit wunderbar offenen, wenn es nicht so kitschig klänge: *glücklichen* Augen, wie man sie bei uns kaum sehen kann.

Um 21.59 Uhr fährt unser Zug nach Odessa ab. 940 Griwna oder 132 Euro kostet uns die Nacht im *Duble*. Hätten wir keine Schlafplätze mehr buchen können, wäre in Uman auf halber Strecke zwischen Kiew und Odessa eine Zwischenstation fällig geworden, doch das bleibt uns erspart. Zu unserer Überraschung sind die Waggons komplett neu. Unser Abteil ist mit großen Spiegeln ausgestattet, die beiden komfortablen Betten stehen neben-, nicht wie üblich übereinander. Trotzdem, und trotz des Weins, mit dem wir uns versorgt haben, schlafe

ich kaum. Die Strecke ist so geblieben, wie ich sie vom letzten Mal in Erinnerung habe: Holpernd und schwankend bewegt sich der Zug im Schneckentempo voran.



Der Charme des Morbiden: *Hotel Centralna* in Odessa.

das funzlige Licht, das die Flure mit ihren dicken Plüschteppichen in eine unwirkliche, düstere Mattigkeit versenkt. Wir bekommen ein wunderbar großes, mit Teppich ausgelegtes Zimmer.

Wenn wir auch im *Spartak* nicht mehr wohnen, so wollen wir es doch wenigstens noch mal sehen. Lange suchen wir danach, bis wir in einem Restaurant in der Fußgängerzone, wo wir eine Mittagspause einlegen, erfahren, dass es just gegenüber stand, dort wo jetzt eine große Baulücke klafft Nicht nur hier hat sich Odessa stark verändert. In Ufernähe, wo sich viele historische Gebäude befinden, wird überall gebaut und renoviert. Auch die Oper, 1884-87 in heroischen k.u.k. Zeiten als eines der prächtigsten Musiktheater der Welt errichtet, erstrahlt in frisch renoviertem Glanz. Vor sieben Jahren haben wir hier zu einem Spottpreis einen glanzvollen Verdiabend erlebt. Von einem fürstlichen Logenplatz aus, wie ich ihn in meiner klistcheehaften Vorstellung mit den Glanzopern von Mailand und New York verbunden, doch noch nie in Wirklichkeit erlebt hatte, sahen wir eine musikalisch und dramaturgisch mäßige Aufführung, die ein musikbegeistertes Publikum jedoch zu einem kulturellen Ereignis erhob. In Jeans und Straßenkleidung eroberte es *seine* Oper in Scharen und unsere Bedenken wegen unserer legeren Urlaubskleidung waren schnell zerstreut. Damals war das Gebäude

Sonntag, 6. Juli / Odessa.

Früh um 6 Uhr kommen wir in Odessa an. Auf das uns zur Legende gewordene *Spartak*, wo wir vor sieben Jahren untergekommen sind, verzichten wir lieber, wir wollen uns unsere Erinnerungen nicht verderben lassen. Das *Hotel Centralna*, das wir stattdessen herausuchen, sollte laut der 2005er Ausgabe vom *Lonely Planet* längst abgerissen sein, weil es zu einem Sanierungsgebiet gehört. Aber so schnell arbeiten die Abrißbagger auch hier nicht. Die Unterkunft existiert weiter, ist mit 500 Griwna bzw. 70 Euro nicht ganz billig, doch die Empfehlung hat sich gelohnt. Das altehrwürdige Hotel, Mittelstück einer dreistöckigen, von hohen Bäumen überragten Häuserzeile, strahlt den maroden Charme solcher aus der Zeit gefallenen Häuser aus: die glitzernden Kronleuchter, die breiten, von Holzgeländern gesäumten Aufgänge, die schweren Vorhänge,

noch von Bretterzäunen umstellt, wie abgestellt irgendwo am Rand der Stadt. Sieben Jahre später streift eine italienische Touristengruppe über den wiederhergestellten, von einer mächtigen Wasserfläche beherrschten Opernplatz, Symbol eines neuen Odessa, das sich seiner früheren Größe besinnt.

In der Fußgängerzone, der vul. Derybasivs'ka, und den umliegenden Straßen unzählige neue Pubs, Imbisse und Restaurants. Während wir 2001 Restaurants noch an einer Hand abzählen konnten, ist Odessa wieder zu einem touristischen Ziel geworden, auch für Westbesucher. Banken, moderne Geschäfte und Kasinos zeigen, dass Geld in die Stadt fließt. Wie in Kiew demonstrieren große schwarze Limousinen den neuen Reichtum. Doch das Beispiel des *Spartak* zeigt auch den Preis, den die Stadt dafür zahlt. Überall haben die Investo-



Die Oper in Odessa – frisch renoviert.

ren Kerben in das Stadtbild geschlagen. Im Stadtzentrum zeugen Baulücken und mit funkelnden Glasfassaden erstrahlende Neubauten von dem enormen Tempo, mit dem hier gebaut wird. Dem muss das alte Odessa vielerorts weichen. Nur in den Seitenstraßen und je weiter man sich vom Zentrum entfernt, ist es noch präsent, aber vieles zerfällt auch dort. Die öffentliche Infrastruktur ist nach wie vor marode. Straßen mit Schlaglöchern und unabgedeckten Gullys, altersschwache und beängstigend überfüllte Verkehrsmittel: Neben den Glitzerpalästen, in denen sich der neue Reichtum ausstellt, tritt die Armut des Staats nur um so deutlicher zu Tage. Die Bettler auf den Straßen zeigen die Kehrseite einer Entwicklung, mit der viele nicht mehr mithalten können. Nicht nur in unserem Viertel fragt man sich, wann die Bagger der Investoren anrücken werden. Odessa ist unaufhaltsam auf dem Marsch in die Moderne und damit auch stromlinienförmiger geworden. Mit dem *Spartak* vermisse ich ein wenig den schrägen Charme, den solche Städte im Übergang von sowjetischer Tristesse zu kapitalistischer Moderne manchmal entfalten können; vor sieben Jahren sahen wir ihn noch überall.

Am Abend führt uns ein langer Spaziergang aus der Stadt heraus. Durch Vororte und kleine Wäldchen gelangen wir zum *Lanžeron* Strand. Wochen später lese ich in einem Reiseführer, dass sich hier ganz in der Nähe in einem kleinen Häuschen ein Paustovskij-Museum befindet ... In unserem Restaurant mit Meeresblick feiern an den üppig gedeckten Tischen auf der Terrasse große Familienrunden Tauf- und Geburtstagsfeste. Dazu spielt eine mit Zither, Ak-

kordeon und Schlagzeug besetzte Band mit einem mitreißenden Sound ukrainische Volksmusik. Wenn man in der Ukraine ausgeht, dann ist das ein Ereignis für die ganze Familie.

Montag, 7. Juli / Odessa.

Morgens mit einer vollgestopften Straßenbahn zum Badevorort *Arkadia*. Der Weg wird von alten Sanatorien gesäumt, von denen wir aber im Gedränge so gut wie nichts sehen können. Baderummel, Buden, die im Hintergrund von riesigen Hotelneubauten überragt werden. Die engen Strände sind so voll, dass wir keine Lust haben zu baden. In einem Restaurant, vor dem eine hohe Plastikrutsche den Blick aufs Meer verstellt, nehmen wir einen kleinen Snack



Auf der vul. Derybasivs'ka, der Fußgängerzone von Odessa: Nicht alle profitieren vom neuen Reichtum.

Die Hauptsache: Unser Schiff fährt pünktlich ab. Mr. Tarasenko informiert uns, wie alles ablaufen wird. Wir werden drei Mahlzeiten am Tag bekommen, *gute Küche*, meint er. Alles in Allem kostet uns die Reise 1930 Griwna, also etwa 270 Euro, die wir bar auf die Hand bezahlen müssen.

Bevor wir aufbrechen, lasse ich mir noch von der Hotelfriseuse die Haare schneiden. Um 13.30 Uhr, hat uns Mr. Tarasenko instruiert, müssten wir uns im Schifffahrtsbüro von *UkrFerry* einfinden, das auf dem Weg nach Illychevsk liege. Dort bekämen wir unsere Bordkarten und würden dann weiter transportiert. Mit dem Taxi fahren wir los, seiner Beschreibung folgend. Unser Ziel stellt sich als ein kleines Holzbüdchen heraus, auf freier Strecke an der viel befahrenen Verbindungsstraße zwischen Odessa und Illychevsk neben einer Tankstelle gelegen. Hinter dem Büdchen, durch eine hohe Mauer und ein rostiges Tor abgetrennt, ein großes Gelände, das wir nur erahnen können. Daneben führt hinter einem geöffneten Schlagbaum ein Sandweg auf ein Kleingewerbegelande. Kein Café, weit und breit nichts, was uns die Wartezeit verkürzen könnte. So warten wir, anderthalb Stunden vor der Zeit angekommen, auf unseren Koffern sitzend im Schatten einiger Büsche.

zu uns. Mein Salat mit Hering, Bohnen, Kartoffeln, Schinken und grünem Salat heisst, warum auch immer, *Alt-Deutschland*. Dabei wäre es schön, wenn es in Deutschland so leckere Salate gäbe ...

Abendessen in einem ukrainischen Restaurant in der vul. Derybasivs'ka. Von Trachtenmädchen bedient, beobachten wir die Passanten, die in der abendlichen Wärme leicht bekleidet über die Fußgängerzone flanieren. In einer von zahlreichen Filialen einer Sandwichkette, wo wir dicht an der Straße sitzend die nächtliche Stimmung genießen, bestelle ich mir einen giftgrünen Cocktail. Sandwich und Cocktail, das geht hier, wo schick und neu noch *amerikanisch* heisst, problemlos zusammen, Cocktailbars haben sich in der westsüchtigen Stadt ausgebreitet wie Sand am Meer.

Dienstag, 8. Juli / Odessa.

Um 8.30 Uhr sind wir nicht weit von unserem Hotel bei *UkrFerry* verabredet. Mr. Tarasenko, mit dem ich so viele Mails gewechselt habe, empfängt uns in seinem kleinen Büro im ersten Stock, ein freundlicher, leutseliger Mittdreißiger, der alles schnell und professionell abwickelt.

Endlich kommt F. auf die Idee, mal nachzuschauen, was sich hinter dem rostigen Tor verbergen könnte. Als wir es öffnen, sehen wir ein großes, von Bäumen umstandenes Gebäude vor uns, das offensichtlich zu *UkrFerry* gehört. Ein paar Männer, die davor herumlungern, zeigen uns, wo wir hin müssen. Eine ruppige Angestellte scheucht uns aus ihrem Büro erst mal wieder auf den Flur zurück, stellt uns aber dann unsere Bordkarten aus. Wir gesellen uns zu den Männern, die draußen auf den Bänken warten. Ab und zu richten sie ein paar schüchterne Worte an uns. Schließlich fährt ein Minibus vor. Nacheinander werden wir zum Hafen transportiert, wo wir in einem labyrinthartigen, düsteren, grauen Gebäude landen. Es braucht eine ganze Weile, bis wir uns da orientiert haben. Während F. bei den Koffern Stellung hält, geselle ich mich in eine Schlange, von der ich nicht einmal weiß, wofür sie ansteht. Es ist, wie sich herausstellt, die Registrierung für die Schiffspassage. Dann warten wir weiter, endlose Minuten, uns in kleinen Schüben durch die fensterlosen, muffigen Gänge schiebend, bis erneut eine undurchsichtige Tür den Weg versperrt. Dahinter die Zoll- und Passkontrolle. Der freundliche Zollbeamte, der gerade einen hitzigen Streit mit einem dreitagebärtigen, lautstarken Kaukasier durchstanden hat, schwärmt uns, wohl zum Ausgleich, von seinem



Grenzstation in Illychevsk.

Bruder vor, der für eine Million DM eine Pizzeria in Dortmund gekauft habe. Hier, in der Grenzstation, gebe es viele Probleme mit ausreisenden Georgiern, erzählt er uns. Wahrscheinlich ist der Kaukasus für Ukrainer schon so etwas wie die Dritte Welt.

In einem stickigen Raum ohne jede Bank weiter wartend, blicken wir durch eine dicke Glasscheibe auf eine Cafeteria nebenan, die wir, da wir die Grenzkontrollen schon passiert haben, nicht mehr erreichen können. Für die Raucher wird ab und zu die Tür nach draußen geöffnet. Die Leute lehnen müde an der Wand oder haben sich auf den Boden oder auf ihre Rucksäcke geflezt. Ein freundlicher Georgier lässt F. auf seiner Reisetasche sitzen. Nach drei Stunden werden wir in einen Bus verfrachtet, der uns zu unserem Ziel bringt. Groß und mächtig liegt die *MS Greifswald* am Hafen vor Anker. Das Schiff wurde 1989, kurz vor der Wende, in Greifswald gebaut, ist dann, so erzählte mir D., nach Südostasien verkauft worden und auf verschlungenen Wegen nun in der Ukraine gelandet, wo es Fracht- und Passagiertransporte zwischen Georgien und der Ukraine abwickelt.

Über eine schmale, steile Außentreppe, die nachher zusammengeklappt und eingezogen wird, klettern wir zum Unterdeck hoch, fahren dann mit dem Fahrstuhl weiter, bis wir die Rezeption erreichen, wo uns in einer langwierigen Ausgabeprozedur unsere Schlüssel ausgehändigt werden. Es braucht eine geschlagene Stunde, bis wir endlich eingecheckt sind. Doch dann nach all dem Stress, der diesen Nachmittag zu einer wahren Strapaze gemacht hat, die freudige Überraschung: Wir haben eine schöne, große Kajüte mit einer gemütlichen Sitzecke mit Tischchen und sogar mit eigenem Bad, womit ich gar nicht gerechnet hatte. Durch ein Bullauge blicken wir aufs Meer hinaus.

An der Rezeption haben wir erfahren, dass die drei Mahlzeiten, die im Preis inbegriffen sind, zu festen Zeiten jeweils um 8, 12 und 18.30 Uhr ausgeteilt werden. Exakt eine halbe Stunde haben wir Zeit dafür. Auf unserem Schlüssel ist gleich auch schon die Nummer unseres Tisches im Esssaal vermerkt.

Das erste Abendessen steht gleich an. Von freundlichen Bedienungen an unsere Plätze gewiesen, sitzen wir mit vier Männern zusammen, von denen je zwei zueinander gehören. Mit ihnen werden wir in den nächsten Tagen alle Mahlzeiten gemeinsam einnehmen. Heute gibt es Buletten, dazu trockenen Reis und einen Klacks Fleischsalat mit Mayonnaise. Alles hat

14

einen Hauch von Kantine und altsowjetischem Charme, doch wir genießen es und freuen uns, dass wir endlich zur Ruhe gekommen sind.

Wir sind in einem zumindest für meine Begriffe Riesenschiff gelandet. Auf dem Frachtdeck Container, Laster – doch auch viel mehr Passagiere, als ich erwartet hatte. Dem Aussehen nach sind es hauptsächlich Kaukasier aus Georgien, Armenien und Aserbaidschan, aber natürlich sind auch viele Ukrainer darunter. Die meisten scheinen aus familiären oder beruflichen Gründen unterwegs zu sein. Westtouristen sehen wir kaum. Wir erblicken auch die Männer wieder, die mit uns auf die Bordkarten gewartet hatten. Es sind Lastwagenfahrer.

F. will unsere Abfahrt, obwohl es regnet, unbedingt an Deck genießen. Doch es tut sich nichts. Immer wieder gehen wir hoch, aber nichts rührt sich. Schließlich gehen wir doch schlafen, ein wenig irritiert, dass das Schiff immer noch nicht abgelegt hat. Bevor ich einschlafe, bekomme ich fast noch Streit mit einem Kaukasier, der auf dem Gang vor unserer Tür lautstark telefoniert.

Mittwoch, 9. Juli / Auf dem Schwarzen Meer.

Als ich um 6 Uhr früh aufwache, ein kleiner Schock: Das Schiff liegt unverändert am Kai. F. erschreckt mich durch ihre Befürchtung, dass wir vielleicht wieder von Bord müssten. Doch



In der Kabine.

die rauchenden Schornsteine beruhigen uns ...

Um Punkt 8 Uhr ruft der Lautsprecher zum Frühstück. Alles strömt in den großen Saal und nimmt seine Plätze ein. Unsere Tischnachbarn grüßen höflich, doch außer beim Zureichen von Brot und Beilagen kommunizieren wir kaum miteinander. Sie kommen, schaufeln schweigend alles in sich hinein und mit einem russischen *Dankeschön* zum Ab-

schied verschwinden sie wieder. Heute gibt es Bandnudeln mit Würstchen und Hüttenkäse mit Rosinen. Dazu wie schon zum Abendessen gestern Tee. Wer Kaffee will, muss ihn sich an der kleinen Bar kaufen.

Um 9 Uhr ist es endlich soweit. Träge schnaufend setzt sich das Schiff in Bewegung. An großen Containerschiffen, Tanks und Warenlagern vorbei schiebt es sich langsam in Richtung Meer vor. Es ist ein ruhiges, aber bedecktes, graues Wetter. Bald sehen wir nichts mehr als Wasser um uns herum.

Zwei Stunden später setzt ein heftiges Gewitter ein. Regen peitscht das Deck. Gezwungen in unserer Kajüte zu bleiben, genießen wir die Fahrt dennoch. Während das Schiff gemächlich, vom Wellenschlag nur unmerklich schwankend, seine Bahnen zieht, hören wir, auf unseren Betten dösend, durch das halb geöffnete Bullauge das leichte Rauschen des Meeres und die Tropfen, die auf das Deck prasseln. Mit dem kaum vernehmbaren, einlullenden Dröhnen der Motoren im Ohr wiegen wir uns in dem wohligen Gefühl, es könnte ewig und immer so weitergehen.

Donnerstag, 10. Juli / Auf dem Schwarzen Meer.

Beim Frühstück erzählen uns unsere Nachbarn, dass wir am Freitag schon um 7 Uhr früh in Batumi ankämen. Inzwischen vermuten wir, dass die Abfahrt von vornherein für Mittwoch geplant war. Jedenfalls haben wir bei den Fahrgästen, von denen viele mit der Strecke vertraut sind, nicht einen Hauch von Unruhe bemerkt. Anscheinend holt man die Leute einen Tag früher an Deck, um nicht zu viel Chaos entstehen zu lassen.



Er rief die Fische ...

Heute scheint von morgens an eine gnadenlos starke Sonne, einige der Lastwagenfahrer fangen sich krebsrote Bäuche ein. Das Schiff fährt so ruhig, dass es nicht einmal einen kühlenden Fahrtwind gibt.

An Deck erzählt uns ein begeisterter armenischer Lastwagenfahrer, mit dem wir uns radebrechend auf Russisch verständigen, von den bis zu 8 Meter langen Delfinen, die man hier manchmal beobachten könne, und will uns unbedingt einen zeigen. *Кде Рыба*, ruft er beschwörend zum Wasser hin, *wo bist du, Fisch?*

Der Georgier, der sich an der Grenzstation so hilfsbereit gezeigt hatte, gibt uns seine Telefonnummer und lädt uns ein, bei ihm in Tbilisi zu übernachten. Er will uns überall hinfahren und empfiehlt uns besonders die alte Hauptstadt Mtskheta (die leicht zu erreichen ist). Bei Dawit Garetscha winkt er allerdings mit einem gewaltigen Wortschwall ab, das sei nicht möglich etc. Doch wenn er diesen Weg nicht mit uns machen will, wozu sollten wir dann bei ihm übernachten wollen?

Fast fünfzig Lastwagenfahrer befinden sich an Bord, raue, aber freundliche Gesellen, die sich lautstark telefonierend und mit viel Bier und Zigaretten die Zeit vertreiben. Ab und zu, vielleicht ein wenig neidisch, necken sie ihren Kumpel, mit dem wir ins Gespräch gekommen sind, und nicht immer sind sie F. ganz geheuer, wenn sie ihnen allein begegnet.

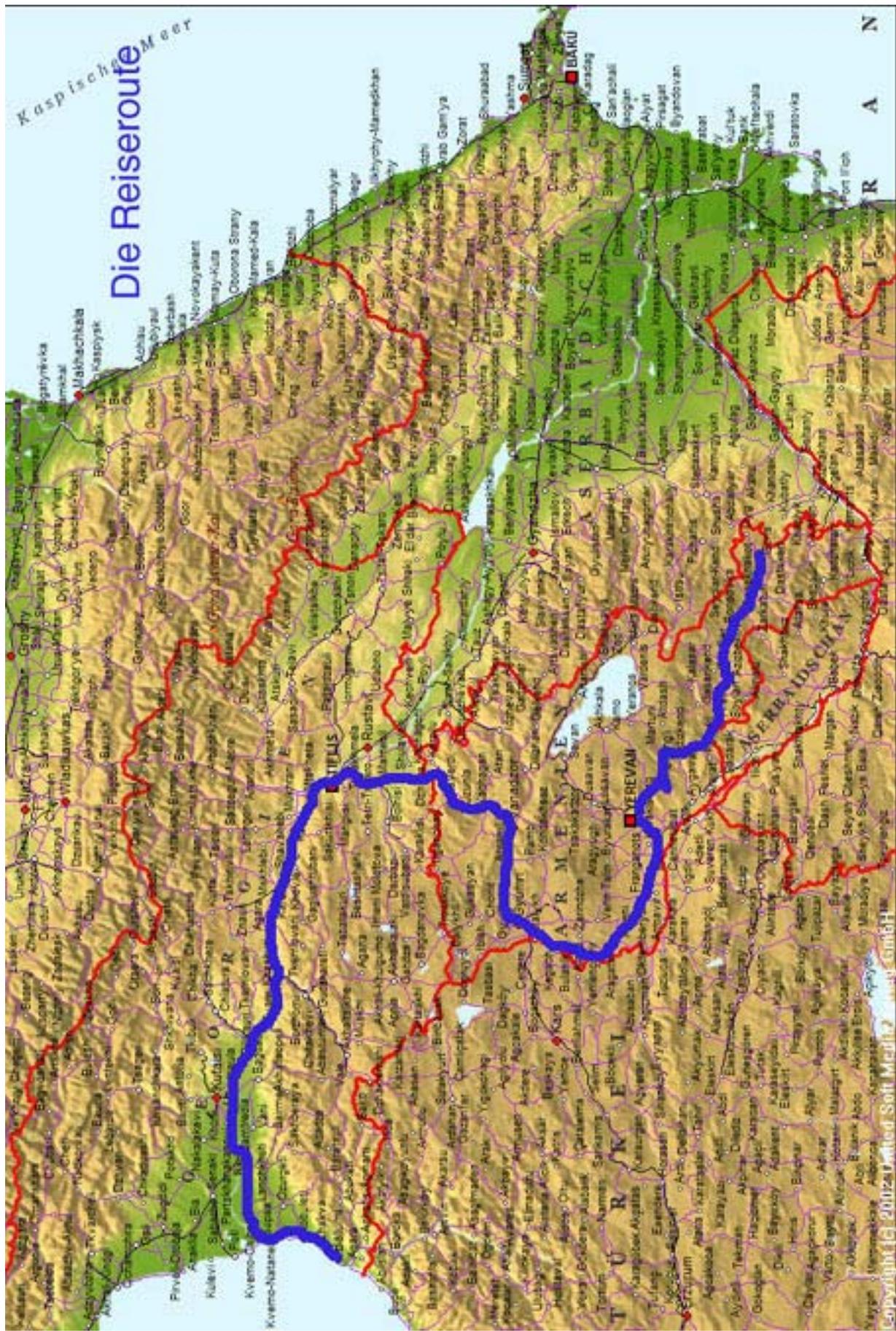
Zum Mittag heute leckere *Borschtsch*, als Hauptgericht ein Stück Kalbfleisch in heller Soße mit Buchweizengrütze und in Knoblauch gedünsteten Zucchini, dazu wieder Salat und danach eine dicke Apfelsine, die offensichtlich mit einer Zitrone gekreuzt wurde. Die Männer am Tisch behaupten, Delfine gesehen zu haben.

Am Nachmittag ist das große, blanke Oberdeck, auf dem wir uns gern aufhalten, wegen der Hitze wie leer gefegt. Die wenigen, die die Sonne genießen wollen, halten sich auf der rech-

ten Seite auf, wo wenigstens ein bisschen Wind zu spüren ist. Ab und zu kommt unser Armenier und unterhält uns mit seinen beschwörenden, aber leider erfolglosen *Рыбочка*-Rufen. Wir wechseln immer wieder zwischen Deck und Kajüte, genießen die Sonne, gehen runter, wenn es uns zu heiß wird, schlafen mal ein wenig, lesen auf der Bank an Deck, und es ist wunderbar, während das Schiff in gleich bleibender, kaum spürbarer Ruhe seine Bahnen zieht, ohne jede Verpflichtung einfach nur da zu sein und das Nichtstun zu genießen.



An Deck der *MS Greifswald*.



Georgien.

Freitag, 11. Juli / Schwarzes Meer-Batumi.

Ein letztes Mal Frühstück: dünne, gebutterte Makkaroni mit Speck. Wie immer ist die Portion genau bemessen. Nur Brot gibt es im Übermaß und unsere schweigsamen Tischnachbarn haben stets dafür gesorgt, dass wir genug davon bekommen. Das Schiff steht vor der Küste Georgiens. Im Hintergrund zeichnen sich durch den Dunst die Schloten und Kräne des Hafens von Poti ab, vor dem ein paar Fischkutter ankern. Ein paar Wochen später werden die Russen hier Bomben abwerfen. Auch den Zugang übers Meer werden sie versperren, per Schiff hätten wir dann nicht mehr hierher fahren können. Wir stellen die Uhr eine weitere Stunde vor. Während schon morgens die Sonne brennt, geht es im Schneckentempo voran. Langsam läuft die *Greifswald*, von einem Lotsenschiff geleitet, in den Hafen ein, vorbei an einem Fahnenmast, von dem die georgische und die EU-Flagge wehen. Ein kleiner, starker Schlepper stupst uns von der Seite in die richtige Fahrtrichtung.

Aufbruch. Um die Mittagszeit werden die Passagiere per Lautsprecher auf das oberste Deck in das Foyer vor dem Restaurant gebeten. Polizisten und Grenzbeamte treffen ein und lassen sich hinter verschlossenen Türen im Restaurant nieder. Eine endlose Warterei beginnt. Ab und zu öffnet sich die Tür, Namen werden ausgerufen. Doch nur die Lastwagenfahrer werden zur Abfertigung gebeten. Wir warten und warten und bald hängt der Raum voller Zigarettenqualm. Um 15.30 Uhr endlich Bewegung. Ein Grenzer kommt heraus, einen Stapel Pässe in der Hand. Er stellt sich hinter die Rezeption und ruft einen Passagier nach dem anderen herbei. Nach Eintrag in eine Liste erhalten wir unsere gestempelten Pässe zurück. Wir fragen einen Schiffsangestellten, was jetzt zu tun sei. *Nun*, sagt er verwundert, *Sie haben Ihre Pässe, nehmen Sie doch einfach den Fahrstuhl ...*



Im Hafen von Batumi.

So landen wir in dem düsteren, vollgestellten Parkdeck neben Lastern und Autos, die sich mit dröhnenden Motoren zur Ausfahrt bereit machen. Stickig schwüle, benzingeschwängerte Luft. Über einen schmalen Eisensteg balancieren wir mit unseren Koffern an den dicht an dicht stehenden Lastern vorbei in Richtung des Lichts, das den Ausgang verheißt. Ich erinnere mich an Banjul ... Auf den Bahngleisen, die gleich anschließen, wartet schon die Zollkontrolle. Ich muss meinen Koffer öffnen, doch wie so oft ist das mehr Symbolik als tatsächliche Kontrolle. Nach einem oberflächlichen Blick darf ich ihn wieder schließen.

An der Anlegestelle erwischen wir gerade noch eine letzte *Marshrutka*, die uns zur Abfahrtsstelle der Busse bringt. Noch schnell Geld ziehen und wenig später sind wir unterwegs nach

Batumi, unserem ersten Ziel in Georgien. Im Bus spricht uns in perfektem Englisch eine stilvoll ganz in schwarz gekleidete Einheimische an, eine Englischlehrerin, die gerade von einer Beerdigung zurückkommt. Sie lädt uns ein, im Haus einer Verwandten Quartier zu nehmen (*schöne, große Zimmer ...*) und möchte uns auch gern die Stadt zeigen. Aber das ist uns alles ein wenig zu nah. Wir notieren höflichkeitshalber ihre Telefonnummer und gehen lieber unserer eigenen Wege.

Für 50 Lari, was etwa 22 Euro entspricht, finden wir ein preiswertes, allerdings reichlich heruntergekommenes Zimmer. An dem Wandvorsprung neben F's Bett, in den in ungewohnter Bodennähe das Fenster eingelassen ist, stoße ich mir gleich den Kopf. Der Besitzer des Hotels ist Türke. Als er hört, dass wir Deutsche seien, begrüßt er uns begeistert. Nicht nur hier spürt man, dass die Stadt nur 15 Kilometer von der türkischen Grenze entfernt ist und auch lange Jahre unter türkischer Flagge stand. Auch das nette, kleine Restaurant, das wir nach längerem Suchen in der Altstadt finden, ist ein türkisches. Das Abendessen stellen wir uns aus der Buffetauslage zusammen. Weil sie keinen Weißwein haben, besorgen sie uns für 20 sündteure Lari eine Flasche aus einem benachbarten Geschäft. Die müssen wir statt der bestellten zwei Gläser dann auch ganz austrinken. Die Gesamtrechnung: 54 Lari.



Surreale Nächte in Batumi.

Anschließend lassen wir uns durch die nächtlichen Straßen treiben. Aus der Altstadt heraus geraten wir in einen Teil Batumis, der sich auf frappierend exaltierte Weise modern zeigt. Auf den zwei großen Plätzen, über die uns der Weg führt, sind die Bäume und Büsche in Grün und Rot getaucht, die Gebäude haben lila oder blaue Dächer; eine fantastische, surreale Beleuchtung und so vielleicht auch nur in einem Badeort möglich, wo alles bemüht ist, sich von der Normalität des Alltags zu entfernen.

Auf dem zentralen *Europaplatz* wurde 2007 eine monumentale Medeastatue enthüllt. Mit dem *Goldenen Flies* in der Hand, das mehr wie ein Schaffell aussieht, blickt sie auf einen kreisförmigen Springbrunnen hinab, auf den man eine große Europaflagge aufgetragen hat. Angeblich bringt Medea Georgien Europa näher und so warten sie denn auch hier auf das Gelobte Land des Westens. Abends werden hier Wasserspiele inszeniert, die um diese Zeit jedoch schon beendet sind. Nur ein paar halb nackte Jungen bespritzen sich noch mit Wasser. Auch ein Nachtclub mit dem verheißungsvollen Namen *Hollywood* befindet sich am Platz.

Meine angesichts dieser doch reichlich schrägen Szenerie immer euphorischer werdende Stimmung hellt sich noch weiter auf, als wir den Meeresspark erreichen. Das traditionsreiche, weiträumige Fußgängerareal mit palmengesäumten Alleen, Springbrunnen und marmorweißen, antikisierenden Tempeln nennt sich *Batumi Boulevard*. Es wurde 1884 angelegt, ein Zeugnis für die große Tradition Batumis als Badeort, die ich mir schon bei Paustovskij angelesen hatte. Auch hier strahlen die Bäume und Büsche in grünem Licht, eine gespenstische Erscheinung in der Dunkelheit der Nacht.



Tabakverkäufer auf dem Markt von Batumi.

Samstag, 12. Juli / Batumi.

Wir lassen uns zum neuen Bahnhof in Machindschauri bringen, 5 km von Batumi entfernt, ein spitzwinkliges Bauwerk fast ganz aus Glas und hellem Stein und entsprechend heiß, eine wahrhaft umsichtige Architektur bei den hiesigen Temperaturen. Dem neuen Gebäude fehlt jede Infrastruktur, die noch kaum benutzten Toiletten muss uns jemand aufschließen.

Am Fahrkartenschalter in Abwehr erhobene Arme. Für den Nachtzug am Sonntag gebe es weder Karten der 1. noch der 2. Klasse. Wir sollten aber vorsichtshalber mal zwanzig Minuten warten. Vielleicht ... Wir folgen der Aufforderung und merken schnell, dass das alle hier tun. Was immer in diesen Minuten passiert sein mag – nur ein Güterzug trudelt währenddessen ein –: Als alle wieder zum Schalter stürzen, liegen die Tickets zu unserem Erstaunen schon fertig vorbereitet da, auch für uns. Für die Nachtfahrt nach Tbilisi bezahlen wir zusammen 80 Lari, also ca. 36 Euro.

Der Hafen von Batumi, der mit der hinter der Bucht sich erhebenden Bergreihe eine imposante Kulisse bildet, liegt heute unter einem strahlenden Sonnenhimmel wie ausgestorben da. Viel scheint sich hier nicht mehr abzuspielen, das elegante weiße Hafengebäude ist verschlossen. Am Kai dümpeln kleine Fischkutter, hinter ihnen liegt ein Riesenfrachter namens *Minerva* vor Anker. An der Uferpromenade warten ein paar Restaurants auf Kundschaft. Ein paar hundert Meter weiter am *Batumi Boulevard*, wo gestern die Muschelstände, Imbisse, Schießstände und Restaurants stark umlagert waren, bis auf ein paar Liebespaare, die sich auf den Bänken tummeln, noch kaum Betrieb. Die alten, buckligen Verkäuferinnen, die mit Sonnenblumenkernen und anderem Kleinkram schwer beladen des Weges ziehen, haben wenig zu tun.

Inzwischen erschließt sich uns die Stadt besser. Neben dem *Batumi Boulevard*, der an die Neustadt anschließt, bildet die Altstadt, in der wir wohnen, ein vom Rummel gänzlich unberührtes eigenes Viertel, das eine sehr südliche, mediterrane Atmosphäre ausstrahlt. In den Cafés und vor den zweistöckigen, oft üppig mit Wein bewachsenen Bürgerhäusern aus dem 19. Jahrhundert sitzen die Männer, unterhalten sich, rauchen eine Zigarette zusammen oder spielen Backgammon. Viele der alten Häuser verfallen, manchmal sind nur mit Wellblech gedeckte Baracken übrig geblieben, oder sie sind schon ganz durch moderne, mehrstöckige



Handwerker in der Altstadt von Batumi.

Neubauten ersetzt worden. Auf dem Markt merke ich, wie gern und bereitwillig sich die Leute fotografieren lassen. Für das Bild eines Schleifers bei der Arbeit stellt einer sogar den Schatten werfenden Schirm höher. Eine Bäckerin schenkt F., nachdem diese sie auf Einladung ihres Standnachbarn fotografiert hat, ein leckeres, knuspriges Teiggebäck.

Abends suchen wir lange nach einem Platz zum Essen. Nachdem ich die Speisekarte eines Restaurants am Kai wenig einladend finde, laufen wir für ein vom Reiseführer empfohlenes Restaurant durch die ganze Stadt. Doch in dem überfüllten Lokal gibt es nur Pizzen – was die Einheimischen wohl chic finden. Endlich finden wir ein etwas düsteres, ungemütliches Kellerrestaurant, das sich erst nach 22 Uhr richtig füllt und eine überraschend gute lokale Küche bietet. Ich esse eine georgische Spezialität namens *Tschichirtma*, eine lecker gewürzte Hühnersuppe mit viel Kräutern, in der ein ganzes Hühnerbein schwimmt, außerdem in einem Pfännchen gegrillte Champignons.

Im Zimmer ein Schock: Meine Festplatte nimmt die Fotodateien nicht an. Wenn ich in Tbilisi keine zweite Speicherkarte bekomme,

muss ich mit schlechterer Bildqualität weiter fotografieren und weiß dennoch nicht, ob der Speicherplatz für den Rest der Reise ausreichen wird.

Sonntag, 13. Juli / Batumi-Abfahrt nach Tbilisi.

Wir haben unser Zimmer noch bis 21 Uhr für den halben Preis mieten können, so dass wir uns nach Bedarf zurückziehen können und einen entspannten Tag vor uns haben. Bedecktes Wetter heute, es ist schwülwarm.

Langer, gemächlicher Spaziergang am Strand entlang, der unter dem trüben Licht eines wolkenverhangenen Himmels liegt. Von den Laternenmasten, die die Promenade säumen, krächzt Popmusik, zum Wasser hin Stoppelgras, Kies und viel Dreck. Unter dem grauen Himmel wirkt das alles etwas öde. Batumi hat ausschließlich Steinstrand und bei dem starken Wellengang haben wir keine Lust zu schwimmen. Landeinwärts ein monströses neues Viertel noch im Bau, das sich prahlerisch *Sun City* nennt – bunt gestrichene Hochhäuser mit Seeblick.

Batumi ist ein Familienbad, von dem mondänen, neureich angehauchten Geldadel, wie wir ihn in Jalta erlebt haben, ist hier kaum etwas zu sehen. Überhaupt ist weniger los, als ich erwartet hatte, obwohl die Georgier schon Ferien haben. Die Restaurants sind abends mit wenigen Ausnahmen nur spärlich gefüllt. Selbst am heutigen Sonntag steht das Riesenrad still, nur wenige Menschen flanieren über den Boulevard. Vermutlich macht sich schon der

Zwist mit dem großen Nachbarn bemerkbar und die Russen, die nur wenige hundert Kilometer weiter nördlich mit Sotschi ihre eigene Ferienhochburg haben, bleiben weg.



Verfall in Tbilisis Altstadt ...

ge 100 Meter entfernt. Auch hier öffnet uns ein Alter, doch das ist ein freundlicher Kauz, der sich allerdings schwer tut, die handgeschriebene Gästeliste zu entziffern. Viele Zimmer hat ein holländischer Reisetripp belegt, der gerade dabei ist, zu einem mehrtägigen Ausflug aufzubrechen. Erst nach einer ganzen Weile, vermutlich unterstützt durch die annoncierte Dauer unseres Aufenthalts, offenbart das Blatt dem Alten tatsächlich auf einer Linie, die durch den ganze Wochenplan verläuft, noch ein freies Zimmer. Ungeduscht und unrasiert müssen wir uns auf vergeblicher Suche nach einem Frühstück noch ein paar Stunden in den umliegenden Straßen herumtreiben, bis wir unser Zimmer beziehen können. Der plüschige, große, lichte Raum mit Spiegelschrank und einer opulenten Sitzgruppe mit Sofa und zwei Ohrensesseln begeistert uns auf Anhieb. Im *Lonely Planet* als *Midrange* ausgewiesen, kostet uns das Zimmer 150 Lari, was etwa 66 Euro entspricht. Übernachten in Tbilisi ist teuer, hier finden wir die Preise, die wir ein Jahr zuvor in Russland erwartet hatten. Dem freundlichen Taxifahrer, der uns ebenfalls einen offenkundig überhöhten Preis von 8 Euro abknöpfte, war es immerhin sichtlich peinlich, als wir ihm das Geld reichten.

Über ein modernes, schon sehr westlich ausgestattetes Reisebüro organisieren wir für teure 86 Euro p.P. den Tagesausflug mit Auto und Führerin nach Dawit Garetscha. Mühsamer ist es, die Fahrkarten nach Jerewan zu erwerben (42 Lari p.P.) Vom *Lonely Planet* schon mit der richtigen Schalturnummer versehen, werden wir an der Metrostation von einer schrulligen älteren Dame angesprochen, die sich als Mathematiklehrerin entpuppt. Stolz auf ihre Vielsprachigkeit, zu der leider kein Englisch gehöre, lässt sie es sich nicht nehmen, uns zum Bahnhof und zum Schalter zu begleiten, an dem wir lange anstehen müssen. Da die Züge

In einem Fotoladen überspielt man mir meine Fotos auf CD.

Um 22.30 Uhr fährt unser Zug nach Tbilisi ab. Der *spalny waggon* bietet uns eine luxuriöse Schlafkabine der 1. Klasse mit ebenerdig angebrachten Betten, über denen ein Vexierspiegel in zigfacher Brechung unsere verschlafenen Gesichter reflektiert. Es gibt sogar einen Fernseher, doch uns genügt unser Picknick für eine glückliche Nacht.

Montag, 14. Juli / Tbilisi.

Trotz der guten Betten schlafe ich schlecht. Das Abteil durch die Air-Con mal zu kalt, mal zu heiß. Ich habe Alpträume.

Die Einfahrt nach Tbilisi wenig erbaulich, marode Häuser, graue Wohnblocks – das Übliche, wenn man mit der Bahn irgendwo einfährt. Den hässlichen Bahnhof können wir mit unseren Koffern umlaufen. Es ist noch früh am Morgen und in unserem Wunschhotel öffnet uns ein mürrischer Alter, den wir vermutlich aus dem Schlaf gerissen haben. Kein Zimmer frei ... Das zweite Hotel, das wir uns ausgesucht haben, liegt ebenfalls in der Altstadt, weni-

die Strecke einen Tag hin und den nächsten Tag zurück fahren, können wir statt wie geplant am Freitag erst am Samstag losfahren.

Erster Eindruck von der Altstadt: unglaublich marode. Vieles zerfällt und scheint kaum noch zu retten. In seiner Hoffnungslosigkeit erinnert mich das an Havanna. Dazwischen immer wieder auch Modernes: Hotels, Modegeschäfte, Restaurants – Inseln in einem Meer des Zerfalls.



... und Glanz auf dem *Rustaweli*.

Im Zentrum der Altstadt, nicht weit von der *Metechi*-Brücke, die über die Mtkwari führt, die *Abanotubani*, die Sulphatbäder, in denen schon Puschkin und Alexander Dumas gebadet haben. Die weiträumige Anlage überspannen runde Kuppeln. Eine freundliche Badewärterin winkt uns heran und zeigt uns die unterirdischen Gelasse mit den Baderäumen, erlaubt uns auch, für ihr Geschäft werbend, im Innern zu fotografieren. Im Hintergrund der Bäder, die seit einigen Jahren renoviert und wieder in Betrieb sind, ein hohes Gebäude mit einer wunderschönen blauen Mosaikfassade, das wir erst für eine Moschee halten. In Wirklichkeit ist es das einzige oberirdisch gelegene Bad, *Orbeliani* genannt.

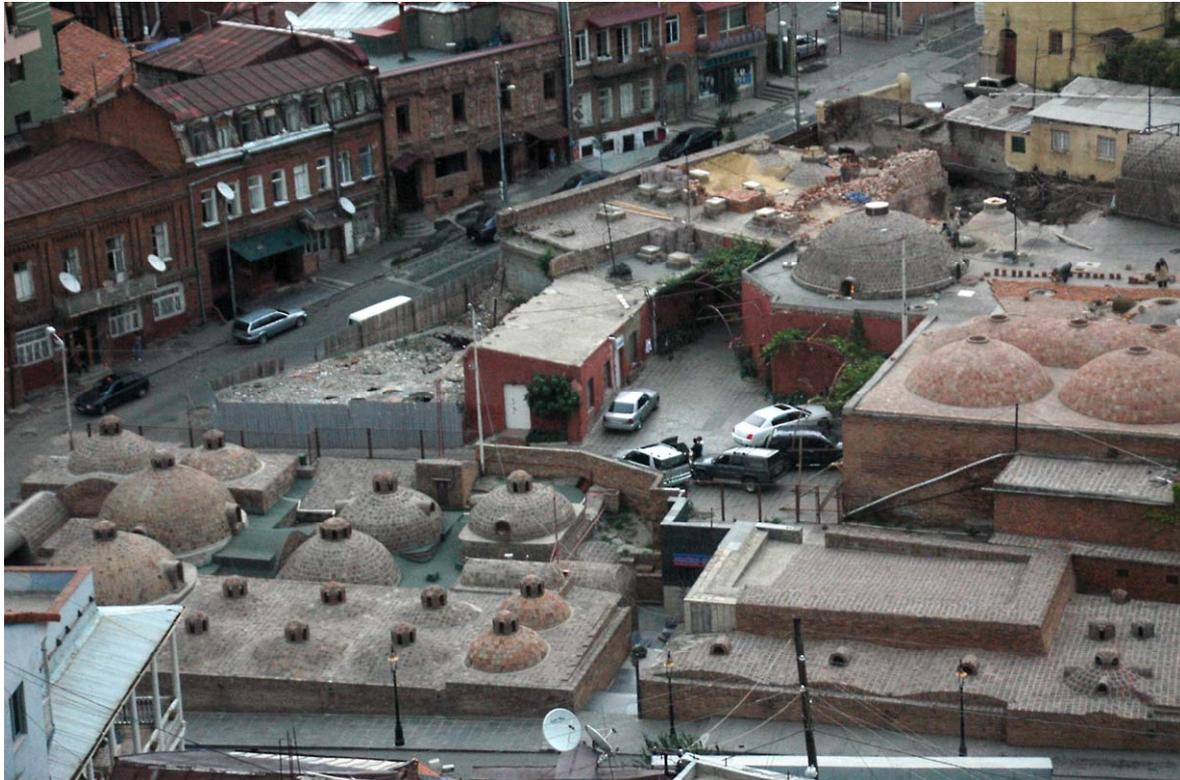
Schöner Blick über die steinernen Brüste der Bäder hinweg auf die *Narikala*-Festung, die hoch über der Stadt thront. Hier liegt der Ursprung Tbilisis. Erbaut an der strategisch günstigen schmalsten Stelle der Mtkwari, gehen die Ursprünge des Forts bis ins 4. Jahrhundert auf die Perser zurück. Später wurde es von Arabern, Mongolen, Türken und wieder Persern benutzt – ein beredtes Zeugnis der vielfältigen Geschichte Georgiens. 1827 wurde der Gebäudekomplex durch eine Explosion von russischer Munition, die darin gelagert war, völlig zerstört.

Abends ins *Brothaus*, ein zurückgesetzt stehendes Haus, das eine breite, belebte Straße vom Fluss trennt. Wo sich früher eine der größten städtischen Bäckereien befand, nährt heute über zwei Stockwerke hinweg ein nobles Restaurant die Reichen der Stadt. Das georgische Brot mit seiner typischen Form, einer spiegeleiförmigen Verbreiterung zwischen zwei schmalen Enden, wird hier nur noch zu den Mahlzeiten gereicht. Begleitet vom Lärm der Straße essen wir auf der Balustrade im Obergeschoss, während hinter unserem Rücken eine gelangweilte Gesellschaft Hochzeit feiert.

Letzter Absacker in einer edlen Fußgängermeile mit restaurierten Bürgerhausfassaden und einem teuren Touristenschuppen neben dem anderen. Auf den Preis für einen *Mojito* werden automatisch 20 Prozent Service draufgeschlagen. Hinter der kurzen Straße beginnt wieder der Zerfall.

Dienstag, 15. Juli / Tbilisi.

Leckeres Frühstück, von freundlichen jungen Frauen serviert. Zu dick geschnittenem fri-



Blick auf die *Abanotubani*, die unterirdischen Sulphatbäder von Tbilisi.

schen Weißbrot gibt es einen Salat aus Tomaten und Gurken, weißen, salzig eingelegten Käse und eine mit Sirup gekochte Marmelade.

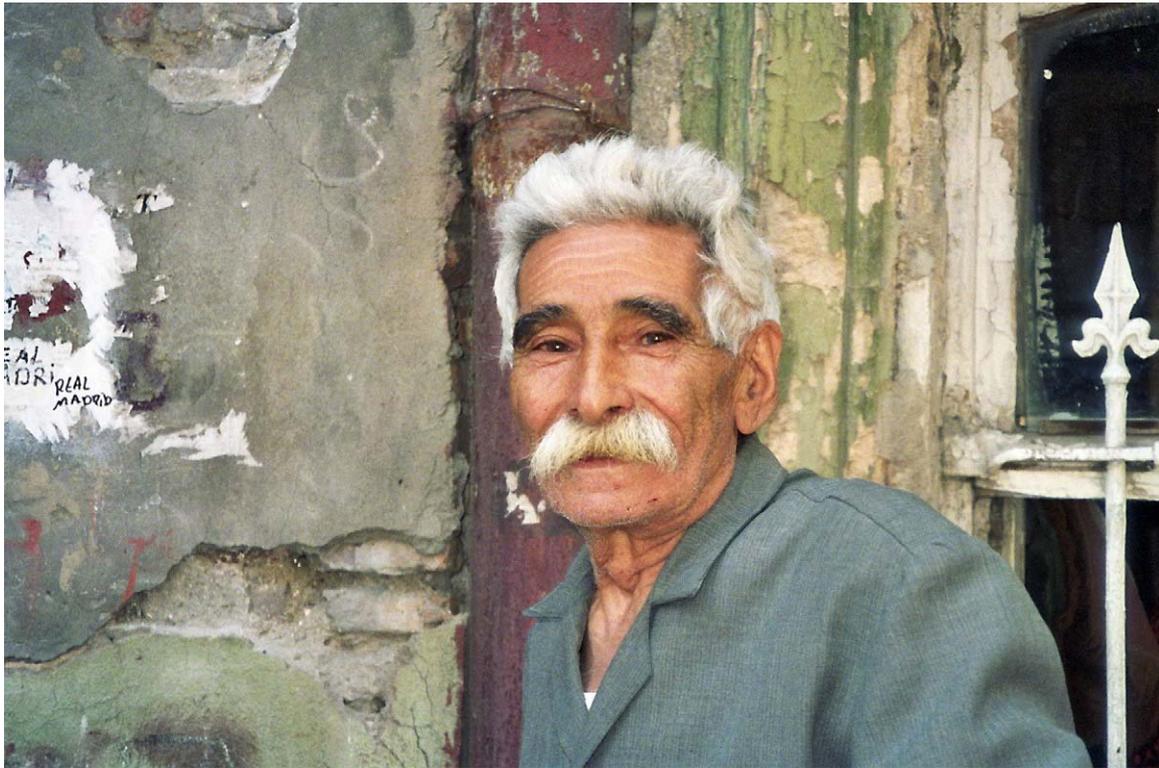
Wir lassen uns durch die Altstadt treiben. Nicht weit vom Rathaus, das ein deutschstämmiger Georgier in maurischen Formen entworfen hat, wurde oberhalb der alten Stadtmauer eine Häuserzeile im alten Stil renoviert. Doch in den Seitenstraßen schlägt der Verfall wieder über uns zusammen: windschiefe Balkone, die jederzeit herabzustürzen drohen, halb abgerissene Dächer, kaputte Fensterscheiben. Die wunderschönen Holzveranden, deren Reste man noch bestaunen kann, wurden seit Jahrzehnten nicht mehr repariert oder gestrichen. Vieles ist offensichtlich nicht mehr zu retten und die Straßen sind so voller Schlaglöcher, loser, abbröckelnder Steine etc., dass man im Dunkeln um seine Gesundheit fürchten müsste. Hinter einem eisernen Tor tut sich auf einmal in einem Häuserwinkel eine kleine, blühende Oase auf, ein Meer voller Blumen und dichtem Grün. Eine Frau in verschlissener Bluse und Leggings, die gerade ihre Blumen beschneidet, spricht uns an. Sie ist Russin und neben dem Stolz auf ihr grünes Paradies hört man ihr auch an, dass sie ihren schlampigen georgischen Nachbarn Ähnliches nicht zutraut.

Mitten in all dem Zerfall die wunderschöne, kleine *Andriskhati Basilica*, zu der wir ein paar Steinstufen hinuntersteigen. Auf ihren dunklen, brüchigen Mauern sind Fresken aus dem 17. Jahrhundert zu erkennen. Die Kirche selbst, die älteste Tbilisis, stammt aus dem 6. Jahrhundert und ist nach einer Wunder bringenden silbernen Ikone aus dem 12. Jahrhundert benannt.

Auf dem *Rustaweli* ein anderes Bild. Die vierspurige Achse mit ausladenden, repräsentativen Bürgersteigen ist die Flaniermeile von Tbilisi. In den prachtvollen Bürgerhäusern aus dem

19. Jahrhundert haben neben Hotels und Banken hypermoderne Kosmetik-, Schmuck- und Modegeschäfte Platz gefunden. Daneben ein paar repräsentative Gebäude wie das Parlament und die Oper, die mich mit ihrer Monumentalität wenig begeistern. In einem Fotogeschäft erstehe ich eine Speicherkarte für meine Kamera, dieses Problem wäre also gelöst.

Auf den Straßen, die durch Ampeln nur notdürftig geregelt werden, ein unglaublich rücksichtsloser Fahrstil. Im Gegensatz zur Ukraine, wo die Höflichkeit der Autofahrer ins Auge sticht, geht es hier fast wie in China zu: Verkehr als darwinistisches Überlebenstraining. Niemand hat die Geduld, an Zebrastreifen anzuhalten. Man fährt so schnell es eben geht, überholt mit quietschenden Bremsen auf engstem Raum, und da jedermann ohne abzuwarten wild hupend sein Recht erzwingen will, liegt ein ohrenbetäubender Lärm über den Straßen.



Seine Frau stand hinter der Gardine ... (Foto: F.)

Mittagsrast in einem einfachen, rustikalen Kellerrestaurant. Man bekommt sein Essen am Tresen und wir testen erstmals die mit Fleisch gefüllten köstlichen Teigtaschen, die ich schon aus Berlin kenne. Man beißt zunächst ein Loch in den Teig und schlürft erst einmal die köstliche Brühe aus, bevor man Teig und Fleischfüllung verspeist.

Am späten Nachmittag zur *Narikala*-Festung hoch, die wir bisher nur von unten gesehen haben. Schöne Ausblicke über die von der Mtkwari zerschnittene Stadt, soweit man die von Hochhäusern durchsetzte Skyline von Tbilisi schön nennen kann. Als wir wieder hinabsteigen, geht der graue Himmel in Regen über. Wir fliehen in ein Kellerrestaurant. Obwohl es nur eine einsprachige Speisekarte hat, gefällt es uns so gut, dass wir zum Essen dableiben. Mit Hilfe des *Lonely Planet* können wir einige der Gerichte entschlüsseln. Zu meiner Freude gibt es Hirn, das mir köstlich schmeckt. Während wir für zusammen 32 Lari, was etwa 14 Euro entspricht, gemütlich tafeln und den Wein aus der Tonkaraffe genießen, begleiten uns sentimentale Weisen aus dem Hintergrund. Im Wechsel spielen und singen ein Duo mit Geigerin und Klavierspielerin und ein Männergesangsquartett, das auf Bestellung auch an den Tisch kommt. Als wir auf die Straße treten, regnet es immer noch. Um 21.30 Uhr sind wir zurück im Hotel.

Mittwoch, 16. Juli / Tbilisi-Dawit Garedscha.

Heute der Ausflug zum Kloster Dawit Garedscha, das im Südosten von Tbilisi unmittelbar an



Auf dem Weg zum Kloster Dawit Garedscha.

der aserbajdschanischen Grenze liegt. Schon als wir aufgewacht sind, haben wir gesehen: Sonne, blauer Himmel, wir freuen uns auf diesen Ausflug

Um 9 Uhr holt uns unsere Führerin mit ihrem Fahrer ab, eine frische, unkomplizierte Studentin in verwaschenen Jeans, die mit ihrer offenen Art sofort unser Vertrauen findet. Der Fahrer, ein bescheidenfreundlicher, „studentischer“ Typ, der kein Wort Englisch spricht, bekreuzigt sich dreimal an jeder Kirche, die wir passieren. Bald haben wir die Stadt verlassen, eine zunehmend schöner werdende Landschaft umfängt uns. Ab und zu halten wir an, um ein paar Fotos zu schießen, und unser Fahrer freut sich über die Gelegenheit, eine Zigarette zu rauchen. Anfangs muss er noch Eselsreiter und andere Passanten nach dem richtigen Weg fragen. Die befahrbaren Straßen wechselten hier ständig, erklärt uns die Führerin. Während wir durch die trockenen Felder fahren, zeigt sie uns Rohre eines nicht mehr funktions-

fähigen Bewässerungssystems und beklagt die marode Infrastruktur ihres Landes. Bei einer Pause winkt uns von Weitem ein Schäfer zu, der mit seiner Herde den Hang entlang zieht. Wir sollten warten, bis er sich mit seinen Schafen in eine bessere Fotoposition gebracht habe ...

Ich wäre gern durch Rustavi gefahren, der einzigen Stadt, die auf unserem Weg liegt, eine dem Reiseführer zufolge, seit die Russen abgezogen sind, marode, mehr oder weniger verlassene Industriebrache. Doch unsere Führerin winkt ab, die Durchfahrt sei wegen der nicht mehr befahrbaren Straßen gesperrt. Gut möglich, dass sie uns diesen Schandfleck ihrer Heimat nicht präsentieren mag. Die sanft gewellte, gelbbraune Steppenlandschaft, die wir durchqueren, gewinnt mit zunehmender Kargheit einen eigentümlichen, herb-romantischen Reiz. *Udabno* nennt sich das Gebiet zur Grenze hin, was auf Deutsch „unbewohnbar“ heißt – und wir sehen auch nur einen einzigen bewohnten Ort, der einsam und allein auf offenem Feld liegt. Dort seien, erläutert die Führerin, nach einem zerstörerischen Erdbeben Swaneten angesiedelt worden. Der Ort sei aber schon wieder halb verlassen, weil es die Ansiedler wieder in ihre heimatlichen Berge zurückgezogen habe.

Unsere Führerin spricht perfekt Englisch. Sie studiert Politik und Sinologie und hat gerade am Tag zuvor ihr Diplom abgelegt. Später möchte sie nach China gehen. Über die russische



Dawit Garedscha: Blick auf den unteren Klosterkomplex *Lavra*.

Politik äußert sie sich sehr kritisch, unterscheidet aber strikt zwischen der Politik und den russischen Menschen, die nicht anders seien als die Georgier. In Georgien spräche die junge Generation schon nicht mehr selbstverständlich Russisch, wie es die Alten noch getan hätten. Heute werde eher Englisch gelernt. Sie ist eine kleine, lebhafte und lustige Person, die mit viel Pathos und Liebe von ihrer Heimat erzählt und von der Fruchtbarkeit des Landes schwärmt, in dem

es 500 Weinsorten gebe. Das georgische Wasser, das eine einheimische Fabrik zur Herstellung von Coca Cola nutze, gelte als das drittbeste der Welt. Auch die Schweizer Cola werde damit hergestellt.

Nur am Fahrverhalten ihrer Landsleute lässt sie kein gutes Haar. Ihr Vater lasse sie keinen Führerschein machen, weil er zwar ihr, aber keinem seiner männlichen Landsleute über den Weg traue. Über die georgischen Machos mit ihren schwarzen Haaren und den dichten, buschigen Augenbrauen spottet sie unverhohlen. Die georgischen Männer wirken in der Tat attraktiver als die gedrungenen, oft in Schwarz gekleideten Georgierinnen, die sich, von der Freizügigkeit der Ukrainerinnen weit entfernt, mit zunehmenden Jahren zu wahren Walküren entwickeln. Die Männer gesetzteren Alters kontern das mit beträchtlichen Bäuchen – ein Volk eben von Genießern. Die schönen, schlanken Frauen, die durchaus auch zu sehen sind, zeigen meist weniger ein georgisches als schon das klassische persische Dreiecksprofil, wobei sich das bei den besser Gestellten oft mit einer kühlen Eleganz verbindet, die man

leicht als Arroganz und Hochmut deuten könnte.



Grabstätte Davids, des Klostergründers.

Die drei kaukasischen Kernländer charakterisiert unsere Führerin so: *Georgia – green; Armenia – rocky; Aserbaidtschan – desert*. Dass wir uns Aserbaidtschan nähern, zeigt sich unverkennbar in der als *semi-desert* bezeichneten Steppenlandschaft, die wir durchqueren. Die Straße führt auf eine Hügelkette zu, welche die Grenze zu Aserbaidtschan bildet und als Teil

einer Ursprungsregion europäischer Zivilisation äußerst geschichtsträchtig ist. In den Hügeln haben sich in Nachfolge des syrischen Missionars David vom 4. Jahrhundert an eine Reihe

von Klöstern angesiedelt, von denen über viele Jahrhunderte starke Einflüsse auf die Kultur Georgiens und seiner Nachbarländer ausgingen. Zu sowjetischen Zeiten waren die Klöster



unzugänglich. Weil sie inmitten eines großen Manövergebiets lagen, waren sie nicht einmal in Karten verzeichnet. Nach der Wende wollte auch das georgische Militär das abgelegene, kaum besiedelte Gebiet wieder als Sperrgebiet einrichten, nach heftigen Protesten der Bevölkerung musste es seine Pläne aber aufgeben. Für die Einheimischen sind die Klöster ein weithin verehrtes Heiligtum der neu erblühten georgischen Nationalkultur, die sich stark über die religiöse Tradition definiert. Die naive Verehrung Davids, die aus den Erzählungen unserer Führerin spricht, verrät einiges von die-

sem Geist.

Wir besichtigen zunächst den unteren Klosterkomplex *Lavra*, wo in einer kleinen Begräbniskirche die Grabstätte des Klostergründers David zu sehen ist. Oberhalb der Kirche sind Felshöhlen zu erkennen, die noch bewohnt werden. Hier haben sich nach der georgischen Revolution ultrakonservative orthodoxe Mönche angesiedelt, die Speerspitze einer religiös fundierten Nationalbewegung, die bis zum Austritt der orthodoxen Kirche Georgiens aus dem Weltkirchenrat eskalierte. Seit die Mönche hier siedeln, ist in *Lavra* nicht mehr alles zugänglich.



In den Höhlenklöstern von Dawit Garedscha.

Die Führerin lässt uns die süßen Früchte eines Maulbeerbaums kosten, die, mit viel Säure im Abgang, dem Geschmack von Kirschen ähneln. Sie färben alles dunkelrot, was mit ihnen in Berührung kommt, und sie erzählt uns gleich eine passende Geschichte dazu. Ihre Großmutter habe ihnen als Kindern verboten, Maulbeeren zu essen. Da sie die süßen Beeren natürlich trotzdem naschen wollten, hätten sie ihre Kleider mit einem Schutz verhüllt. Trotzdem schimpfte die Großmutter sie aus: Ihre Kleider waren zwar unversehrt geblieben. Aber nicht ihre Gesichter ... Sie waren über und über rot eingefärbt.

Dann steigen wir 250 m über einen unbefestigten, während dieser trockenen Jahreszeit trotz einiger rutschiger Strecken jedoch gut begehbaren schmalen Sandweg zu den Höhlenklöstern hoch. Das gesamte Gebiet der Klöster, die die frühen Mönche dicht unterhalb des Berggrats in die Felsen geschlagen haben, zieht sich über 25 Kilometer hin. Die Felshöhlen, in denen sich die Kult- und Gebetsstätten, Mönchszellen und klösterlichen Wirtschaftsräume befanden, waren ursprünglich geschlossen, bis ein Erdbeben die vordere Bergwand zum Einsturz brachte. Ein schmaler, luftiger Fußpfad, der schon auf aserbajdschanischem Territorium verläuft, führt an den Höhlen vorbei. Zur anderen Seite bietet er einen traumhaften, endlos weiten Rundblick über die aserbajdschanische Steppe, in der wir weithin keine Spur einer



Blick von den Höhlenklöstern über die aserbajdschanische Steppe.

menschlichen Siedlung erkennen können. Nur ein länglich geformter See setzt, bläulich am Horizont schimmernd, einen Kontrapunkt zur schroffen Kargheit und Weite der in dunklen Schwarz- und Sepiatönen changierenden Steppenlandschaft.

Durch niedrige, aus dem Fels geschlagene Türöffnungen können wir einige der Höhlen betreten. In einem Winzerkeller erkennt man noch die Bodeneinlassungen, in denen die Weintrauben gestampft wurden. Im Refektorium und einigen sakralen Räumen sind wunderbare farbige Fresken erhalten. Die symbolkräftigen Darstellungen von Heiligen, Kriegerern und Tieren wurden mit Farben von einer immer noch außergewöhnlichen Leuchtkraft auf die Felswände aufgetragen. Die Figuren und Gesichter strahlen einen tiefen Ernst aus. Viele der Gesichter wurden allerdings ausgekratzt. Die den frühen Christen wenig wohlgesonnenen kriegerischen Völker, die immer wieder durch dieses Land gezogen sind – Perser, Türken, Mongolen und andere –, haben ihre Spuren hinterlassen. Ich frage mich angesichts des völlig ungesicherten Geländes, wann diese einem langen Schweigen entrissenen Schätze anderen Feinden zum Opfer fallen werden ...

Wie fragil die Region heute noch ist, zeigt uns eine kleine Episode, als wir wieder unten angekommen sind. Kaum haben wir uns unter einem schattigen Baum auf einer Decke niedergelassen, stürmen aus einem stehenden Auto zwei Männer mit Kalaschnikows in der Hand an uns vorbei. Vielleicht haben sie uns beobachtet, als wir in die Hügel geklettert sind ...

Für das kleine Picknick im Gras hat unsere Führerin ein paar Sandwiches und Äpfel mitgebracht. Erleichtert erzählt sie uns, dass viele Touristen vor dem schweißtreibendem Auf-

marsch zu den Höhlenklöstern kapitulierten. Vermutlich werden sich manche auch über diese improvisierte Art der Verpflegung mokieren. Wir haben indes viel Spaß mit unseren beiden Begleitern gehabt und verabschiedeten sie in Tbilisi mit einem für georgische Verhältnisse fürstlichen Trinkgeld, über das sie sich riesig freuen.

Donnerstag, 17. Juli / Tbilisi.

Leo, der *Concierge*, der sich „Hotelmanager“ nennt, nimmt nach dem Frühstück mit Handschlag Abschied von uns. Der immer gut gelaunte, schrullige Alte, der zwei Tage Urlaub hat, erzählte uns, als wir uns als Deutsche zu erkennen gaben, dass seine Mutter deutschstämmig sei und aus der Wolgastadt Saratow stamme. Der Vater sei armenischer Herkunft. Seine Familie habe Russland wegen der Kommunisten verlassen und gleich intonierte er ingrimmig ein sowjetisches Kampflied. Stolz auf seine paar Brocken Deutsch, könne er auch armenisch, aserbaidzhanisch und russisch sprechen, aber leider nicht Englisch. Wir müssen uns in ein Gästebuch eintragen. Als er aus dem Raum geht, wendet er sich noch einmal zu uns um und sagt: *Sie sind gut!*

Viele Bettler in den Straßen, meist in schwarz gekleidete, mit Kopftuch auf religiös getrimmte, Demut heuchelnde alte Weiber, wie ich sie zuletzt in Bulgarien gesehen habe. Manche rühren sich nicht vom Fleck, andere stürzen gleich auf uns Touristen los, werden aber aus den Restaurants kompromisslos vertrieben – und ich bedaure das auch nicht. Überall auch



Sie sangen für uns ...

zum Betteln abgerichtete Zigeunerkinder.

Geruhvoller Tag. Bei tiefblauem Himmel lassen wir uns durch die Altstadt treiben. Die aufgemotzten Straßen für die Touristen liegen jetzt, während der schweißtreibenden Mittagszeit, wie ausgestorben. Bänke, Stühle und Tische sind abgeräumt, doch überall wird repariert, schon sind wieder neue Läden dabei aufzumachen. Eine große Werbetafel eines georg-

gisch-amerikanischen Konsortiums wirbt für Bauprojekte, die es in dem Land durchführt. Das sind die Zeichen des Neuen, die überall zu sehen sind. Doch diese Touristenstraße ist in dieser Stadt des Zerfalls eine unwirkliche, verlogene Welt.

Im alten Stadtviertel *Sololaki*, das hinter dem Rathaus beginnt, spricht uns eine ältere Frau an und weist uns zu den Straßen, wo die schönsten Häuser stünden. Es sind prachtvolle alte Bürgerhäuser aus der Zeit der Jahrhundertwende, ebenfalls kräftig vom Verfall bedroht, mit absturzgefährdeten Balkonen ohne Geländer, abgeschlagenem Putz und kaputten Fenstern. Ein, zwei Häuser glänzen in neuem Anstrich, aber das wirkt punktuell, ohne Zusammenhang mit der Umgebung.

Auf dem *Rustaweli* hat man vor dem Parlamentsgebäude einen roten Teppich ausgerollt. Die deutsche Fahne ist aufgezogen, später erfahren wir, dass an diesem Tag Außenminister Steinmeier erwartet wurde. Als F. fotografieren will, verbietet ihr das ein Wachoffizier – obwohl es kein Problem wäre, das gleiche Bild per Teleobjektiv von der anderen Straßenseite aus aufzunehmen, was ich später auch tue. Der alte Sowjetgeist ist so schnell nicht totzukriegen.

Wieder ins selbe Restaurant wie vorgestern, wieder Hirn. Ausgelassene Stimmung um uns herum. Drei in lebhaftem, alkoholisches Gespräch vertieft Männer vom Nachbartisch geben uns eine Karaffe Wein aus. Gestern schon hatten uns beim Abendessen zwei junge Burschen mit einer Portion *Pelmeni* beglückt ... Zum Nachtisch bestellen wir nichts ahnend eine Wassermelone und bekommen eine ganze, rot glänzende Frucht aufgeschnitten auf den Tisch gestellt. Auch das Huhn, das Friedrun bestellt hat: ein ganzes! Es sind Berge, die wir notgedrungen übrig lassen. Offensichtlich bestellt man hier Portionen für komplette Tischbesetzungen.

Die drei Männer spendieren uns noch eine Gesangsrunde des Männerchors. Vor unserem Tisch intonieren die vier Musiker mit Inbrunst einen Gesang, der mich an alte Choräle erin-



Mtskheta: Blick auf die *Sweti-Zhoweli Kathedrale*.

ner. Als wir uns von den drei schon reichlich betrunkenen Spendern verabschieden wollen, sagt einer etwas von Adolf Hitler, was ich brüsk zurückweise. Ein misslicher Ausklang dieses schönen Abends.

Freitag, 18. Juli / Tbilisi-Mtskheta.

Heute erneut ein Ausflug, jedoch nur ein kleiner, den wir auch selbst organisieren, denn Mtskheta, bis zum 5. Jahrhundert Hauptstadt Georgiens und lange Zeit das spirituelle Zentrum des Landes, liegt nur wenige Kilometer von Tbilisi entfernt. Wir fahren vom turbulenten Vorortbahnhof *Didube* ab, den wir mit spottbilligen Chips per Metro ansteuern, die wie in Budapest tief unter der Stadt fährt. Kaum ausgestiegen, stecken wir in einer dichten Menschentraube, die uns mit sich nach oben ins Freie zieht, wo wir uns inmitten eines ausgedehnten, quirligen Marktbetriebs wiederfinden. Überall warten abfahrbereit *Marshrutkas*, die, natürlich nur auf georgisch beschriftet, in alle möglichen Richtungen losfahren, und wir haben das Vergnügen uns die richtige aussuchen zu dürfen. Doch die Georgier sind hilfsbereite Menschen und bald sitzen wir, mit Tickets ausgestattet, im richtigen Bus.

Wir brauchen zwanzig Minuten, um Mtshketa zu erreichen, einen gesichtslosen Ort am Zusammenfluss von Mtkwari und Aragwi, der allein durch die beiden Kirchen interessant wird, die ihn heute für die Georgier zu einem nationalen Wallfahrtsort machen – die große, ebenerdig gelegene *Sweti-Zchoweli Kathedrale*, Grabstätte der georgischen Könige, und die in Sichtweite hoch über der Stadt thronende *Dshwari-Kirche*, die aus dem 6. Jahrhundert stammt.



Mauerschmuck an der *Sweti-Zchoweli Kathedrale*.

Die Kathedrale geht in ihrer heutigen Gestalt auf das 11. Jahrhundert zurück und umhüllt Reste der im 5. Jahrhundert gebauten Vorgängerkirche. Zusammen mit einigen Nebengebäuden wird sie von einer Schutzmauer aus dem 18. Jahrhundert umgeben – eine mächtige, beeindruckende

Anlage von enormen Ausmaßen. Im Innern gewaltige Fresken, die kürzlich erst restauriert wurden und u.a. das Jüngste Gericht zeigen. Mit ihrem gewaltigen Raumeindruck, den in den Boden eingelassenen Grabplatten, dem archaischen, rohen Stein der Wände, den Fragmenten der Fresken und der zentralen, übermannshohen Christusfigur im Altarraum gehört die Kirche zu den schönsten, die ich kenne. Leider ist Fotografieren nicht erlaubt. Bücher gibt es aber auch nicht zu kaufen.



Die *Dshwari-Kirche* hoch über Mtshketa.

Schon auf dem Kirchengelände bietet uns ein geschäftstüchtiger Taxifahrer an, uns zur *Dshwari-Kirche* hoch zu fahren. Auch im Touristenbüro rät man uns ab, den Fußweg zu nehmen: unbefestigte, nicht ausgezeichnete Wege etc. Wir lassen uns aber nicht beirren und marschieren los. Nachdem wir mit einer Fußgängerbrücke den Aragwi und die anschließenden

de, viel befahrene Schnellstraße überwunden haben, braucht es dann allerdings trotz der Beschreibung im *Lonely Planet* eine ganze Weile, bis wir den richtigen Weg finden, der über bewaldete Hügel zur Kirche hinauf führt. Unter prallem, lange Zeit schattenlosen Sonnenlicht erreichen wir sie nach anderthalb Stunden Fußmarsch.

Man wollte nahe zu Gott sein, als man die Kirchen so hoch in die Berge setzte, und heute gilt die *Dshwari*-Kirche, die die Urform des georgischen Kirchenbaus repräsentiert, den Georgiern als eine ihrer heiligsten Kultstätten. Von einem vollbärtigen Priester für eine kleine Spende gleich mit einem Traktätchen versorgt, bietet sich uns von oben ein traumhafter Blick über das Flusstal der Mtkwari und über die Kathedrale hinweg zu den grün bewaldeten Bergen, die sich jenseits der Stadt erheben. Aus einer Quelle schöpfen wir frisches, kühles Wasser, so dass uns der Abstieg nicht mehr schwer fällt. Ein junges Paar bietet uns noch an, uns mit dem Auto mitzunehmen. Zu ihrem völligem Unverständnis lehnen wir das dankend ab. Für die Pilger und Kirchgänger des Mittelalters war dieser Fußweg zur Kirche auf dem Hügel tägliche Realität. Heute begegnen wir unterwegs keinem einzigen Menschen.

Mit der *Marshrutka* zurück nach Tbilisi, wo uns, sonnenverbrannt wie wir sind, eine Dusche Erlösung bringt. Unser Zimmer, das hinter den dicken Vorhängen kühl bleibt, ist ein wunderbares Refugium für eine kleine Rast.



Blick über die Mtkwari.

Samstag, 19. Juli / Tbilisi-Abfahrt nach Jerewan.

Bevor wir nach Jerewan aufbrechen, bittet uns „Manager“ Leo noch ganz aufgeregt, ihm den in Deutsch verfassten Beipackzettel eines Arzneimittels zu übersetzen. In der Apotheke habe man ihm das Mittel gegen Mückenstiche verkauft. In Wirklichkeit, so lesen wir, wirkt es gegen trockene Füße von Diabetikern. Möglich natürlich, dass Mücken es auch nicht mögen ... Ich schenke Leo zum Abschied den Rest meines *Autan*-Mückenmittels.

Der Bahnhof von Tbilisi, ein hässlicher, alsowjetischer Kasten mit rissiger, abbröckelnder Decke. Doch es wird peinlichst darauf geachtet, dass niemand auf den Bänken liegt. Eine alte Marketenderin, die in ängstlicher Hast versucht, ihren Ramsch an den Mann zu bringen, wird sofort aus dem Gebäude gewiesen. Auch Rauchen ist verboten – in diesem Raucherland, wo überall gepafft wird, ein reichlich aufgesetzter Versuch, sich dem großen amerikanischen Vorbild anzupassen ...

Gegen Mittag sind wir angekommen, doch noch sind es Stunden bis zur Abfahrt. F. beschließt, noch in Georgien unsere Postkarten loszuschicken. Während ich auf unseren Koffern sitzend in der Bahnhofshalle warte, fährt sie mit der Metro zum *Rustaweli*, wo sich laut Reiseführer die Post befinden soll. Schnell ein paar Briefmarken kaufen und wieder zurück ... Doch was so einfach gedacht war, entwickelt sich zu einem Drama ohne Ende. Denn der alte Standort der Post wurde inzwischen aufgegeben und niemand weiß, wo sich der neue befindet. Postverkehr interessiert offensichtlich keinen mehr. Erst mit Hilfe einer jungen Frau und nach langem gemeinsamen Suchen findet F. schließlich ihr Ziel: einen kleinen Schalterraum in einem Hinterhof. Ein Zufall hilft ihr, jemand hat einen Hinweiszettel mit der Schrift *Post* auf den Boden fallen gelassen. Während ich langsam unruhig werde und beginne, mir alles Mögliche vorzustellen, beklebt sie hastig und schon über die Mittagsschließzeit hinweg die Postkarten mit den riesigen Briefmarken, die man für Deutschland braucht. Fast die Hälfte des Texts bedeckend, kosten sie pro Karte nicht weniger als 1,50 Euro, eine ungeheure Summe für georgische Verhältnisse. Unser letztes einheimisches Geld reicht gerade einmal für die Hälfte der Karten, deren Text die Briefmarken nun gnadenlos verstümmelt haben, den Rest müssen wir in Jerewan einwerfen. Fast zwei Stunden braucht es, bis F. wieder zum Bahnhof zurückkommt ...

Umwuselt von einer fetten Qualle, dem Sohn der Schaffnerin, der überall seine Nase reinhängt und sich in alles einmischt, beziehen wir ein plüschiges Abteil mit weichen, braun bezogenen Polstern. Um 15.40 Uhr setzt sich der Zug langsam in Bewegung. Die Schaffnerin will trotz 1. Klasse Geld für unser Bettzeug, aber wir können ihr nur 10 Euro anbieten. Mit



Aufbruch nach Jerewan.

dem Schein weiß sie kaum umzugehen, irgendwie erhalten wir am Ende aber doch unser Wechselgeld zurück. Es wird ihr Schaden nicht gewesen sein

Der Zug bewegt sich im Schnecken-tempo voran, so dass ich mühelos aus dem Fenster fotografieren kann. Die ar-

menische Grenzstation – ein kleines Dorf, das im Licht der einsetzenden Dämmerung noch öder wirkt. Von einem offenen Feuer, über dem eine Frau Schaschlik brät, zieht Rauch in unser Abteil. Fast drei Stunden Aufenthalt. Inzwischen kann man auch hier an der Grenze Visa bekommen. Sie kosten nur je 15 Euro, während wir in Berlin 50 Euro dafür bezahlt haben.

Nachdem wir die Grenze hinter uns gelassen haben, machen wir es uns, wie immer mit Rotwein und einem geräucherten Hähnchen gut ausgestattet, in unserem Abteil gemütlich. In der Nacht allerdings kaum Schlaf, weil der Zug trotz des geringen Tempos schauerliche Schwenk- und Auf- und Abbewegungen macht, auf deren völlige Unberechenbarkeit der Körper sich nur schwer einzustellen vermag.

Armenien.

Sonntag, 20 Juli / Jerewan.

Von unseren letzten georgischen Groschen gönnen wir uns einen Kaffee zum Frühstück. Plötzlich Unruhe im Gang. Die mufflige Schaffnerin trommelt, auf einmal strahlend vor Begeisterung, die Leute zusammen. Der Ararat! Durch die Gangfenster zeigt sich ein paar Sekunden lang am Horizont der heilige Berg der Armenier in einem zauberhaften Morgenlicht, dann ist er wieder verschwunden. Um 7 Uhr früh fährt der Zug in den Bahnhof von Jerewan ein. Wir stellen die Uhr eine weitere Stunde vor.

Unser freundlicher Taxifahrer will uns unbedingt zu einem billigen Hotel lotsen, doch wir bestehen auf unserer Wahl. Angenehmes, helles Zimmer, allerdings nicht mit unserem georgischen Quartier zu vergleichen. Ein gutmütiger, vierschrotiger Alter hat uns mit unseren Koffern in die 8. Etage des 15-stöckigen, schon etwas abgeschabten alten Kastenbaus gefahren. Ich habe kein Kleingeld für ihn und vertröste ihn auf später, worauf er mir beruhigend die Schulter tätschelt. Dann genießen wir im großen Speisesaal an weiß gedeckten Tischen das üppige Frühstücksbuffet, das uns mit köstlichen Salaten, Obst und mariniertem Gemüse, dazu leckerem Brot für die lange Nacht entschädigt.



Auf dem *Hanrapetuthjan hraparak*.

Gegenüber dem quirligen, chaotischen, vom Gestank und Huplärm der Autos erfüllten, geschichtsschwangeren Tbilisi wirkt Jerewan auf den ersten Blick großzügig, aufgeräumt und ordentlich, zumal jetzt am Sonntag. Der Verkehr ist viel disziplinierter als in der georgischen Hauptstadt, nur die Ampeln sind so schlecht aufeinander abgestimmt, dass die Fußgänger sich noch auf der Straße befinden, wenn die Autofahrer freie Fahrt bekommen, und achtgeben müssen, nicht überfahren zu werden. Historische Bausubstanz gibt es in Jerewan kaum, und wenn, dann stammt sie aus dem 19. Jahrhundert, der Rest ist sowjetischer Provenienz. Durch den hellen, warmtonigen Tuffstein, mit dem vieles gebaut wurde, und durch die Weitläufigkeit der Stadtanlage strahlt die Stadt dennoch eine angenehm entspannte, offene Atmosphäre aus.

Der zentrale *Hanrapetuthjan hraparak* (Platz der Republik), der von beeindruckender Größe ist, trug früher den Namen Lenins und natürlich stand hier auch mal die unvermeidliche Sta-

tue des berühmten Sowjetführers. Nach der Unabhängigkeit wurde der Körper enthauptet, er lagert heute in einem Abstellraum des Historischen Museums. Nur der Kopf wird noch ausgestellt. Doch auch in Armenien scheint man sich weniger weit von Sowjetrußland entfernt zu haben, als manche sich in der Euphorie der Unabhängigkeit wohl erhofft hatten. Auf einer Wand der Museums sehen wir die Zahl 1.000.000 aufgemalt. Später erzählt uns jemand von der korrupten, immer noch russlandfixierten Regierung des Landes, die in großer Distanz zum Volk regiere. Bei Protesten gegen die Wahlen im Februar diesen Jahres, bei denen angeblich 1 Million Stimmen gefälscht wurden, habe es auf dem Platz der Republik 40 Tote gegeben. Im Gegensatz zu Georgien ist Armenien noch weit von einer Demokratie entfernt.

Auf dem Platz der Republik entdecken wir zum ersten Mal die charakteristischen Wasser-



Armenische Süßwaren.

spender, die wir in den nächsten Tagen in der ganzen Innenstadt wiederfinden werden. Vor ihnen treffen sich in der brütenden Hitze, die über der Stadt hängt, buchstäblich alle. Reich und arm, jung und alt, Mann und Frau, alle warten geduldig vor den metallenen Spendern, bis sie an die Reihe kommen, lassen uns als Fremden aber immer den Vortritt, um dann selbst ein paar Schluck von dem sprudelnden Nass zu sich zu nehmen, das einen herrlichen klaren und frischen Geschmack hat. Und mehr als ein paar Schluck sind auch gar nicht nötig, weil wenige hundert Meter weiter schon der nächste Spender wartet. Es ist ein immer wieder erfrischendes Intermezzo bei den Spaziergängen durch die Stadt, das die Menschen auf wunderbar beiläufige Weise zusammenführt.

Nicht weit vom Platz entfernt die *Vernisaj*, ein ausgedehnter, üppig bunter Markt, wo neben altem Werkzeug, gebrauchten Nägeln und Schrauben und billigen Küchenutensilien antiquarische Bücher und viel sehenswertes Kunsthandwerk verkauft werden. Neben türkischen Pfeifen und Säbeln und alten Musikinstrumenten liegen alte Teppiche und wunderschöne handgestickte Decken aus, die mit den Buchstaben des armenischen Alphabets oder mit floralen Motiven verziert sind. Bei einer freundlichen Familie erwerben wir zwei bestickte Tischdecken als Mitbringsel. Die Tochter, die den Verkauf managt, während die Eltern sich im Hintergrund halten, erzählt in fließendem Englisch, dass ihre Mutter zweieinhalb Wochen für ein Tischtuch brauche. F. kann sich nicht gleich entscheiden, kehrt dann aber noch einmal zurück, um ihre Decke zu kaufen – was eine unglaubliche Freude bei der Familie auslöst.

In der Nähe unseres Hotels entdecken wir eine schöne, alte Markthalle. Unter der hohen Decke werden Obst und die berühmten armenischen Süßigkeiten, aber auch Gebrauchsgenstände für den Haushalt verkauft. Fast an jedem Stand drängt uns ein aufdringlicher Händler eine zuckersüße Aprikose, ein paar Maulbeeren oder eine kandierte Nuss zum Probieren auf. Die Süßigkeiten, meist kandierte, in appetitlichen roten und braunen Farbtönen glänzenden Früchte oder Nüsse, sind wie große Perlen an Schnüren aufgereiht. F. kauft einen Reisigbesen für unseren Balkon, den sie liebevoll *Beschen* tauft.



Der Orient ist nah: Mauerornamentik in der blauen Moschee *Gaj Dschami*.

Gegenüber der Markthalle die berühmte blaue Moschee *Gaj Dschami*, deren filigrane Kuppeln, die wie ein Fremdkörper aus dem Häusermeer ragen, wir schon vom Hotelfenster aus erblickt haben. Fast hätten wir den Eingang verpasst, der in eine von hohen Mauern umfasste, verträumte Oase führt, die wie ein Wunder aus tausendundeiner Nacht meilenweit vom Lärm der Straßen entfernt zu sein scheint. In dem kleinen Park, der die Mitte des Geländes einnimmt, ruhen wir eine Weile auf einer Bank im Schatten eines Baums und genießen die Stille. Ein schmaler Fußweg führt an einem Brunnen vorbei auf die Moschee zu, die uns mit ihren runden Kuppeln, den filigranen Ornamenten und den tausendfach blau und grün in der Sonne blinkenden Mosaiksteinen wie ein unwirklicher Traum aus einer weit entfernten Welt des Orients vorkommt. Die einzige Moschee Armeniens, die im 18. Jahrhundert erbaut wurde, wird vom Iran unterhalten und ist nach ihrer Zerstörung durch ein Erdbeben und langen Jahren des Zerfalls erst 2001 wiederhergestellt worden. Eine persische Führerin lässt uns mit ein paar anderen Touristen aus Tschechien und Syrien in die Moschee ein und führt uns zu den Nebengebäuden. Mit ihrem vereinnahmenden Charme und ihrer vielsprachigen Eloquenz, zu der auch ein paar Brocken Deutsch gehören, jubelt sie uns nebenbei auch gleich eine sanfte Prise proiranischer Propaganda unter.

Abends in ein schönes, wenn auch etwas unpersönliches, mit mehreren Haupt- und Nebenräumen sehr großzügig angelegtes Restaurant namens *Kaukasus Tavern*, wo viele armenische Touristen einkehren. Auf der Karte armenische und georgische Spezialitäten, die von Kellnern in Landestracht serviert werden. Sehr lecker und typisch meine mit Zwiebeln in Öl angemachte Bohnen, während F's Kaninchen etwas trocken ist. Der in einer Steingutkaraffe servierte Weißwein schmeckt uns besser als alles, was wir in Georgien getrunken haben. Alles zusammen kostet 7300 AMD, was etwa 13 Euro entspricht. Georgien war deutlich teurer.

Nachts am Platz der Republik ein schönes Wasserspiel. Tausende von Menschen schauen den vielfarbig schillernden Wasserfontänen zu, die in einer ausgeklügelten Choreografie zu populären klassischen, jazzigen oder poppigen Melodien hochsteigen und wieder versiegen. Über dem Platz liegt eine fantastische, ausgelassene Stimmung, viele lachen uns zu und freuen sich, dass uns die Show so viel Spaß macht. Den ganzen Tag über sind uns überall freundliche Menschen begegnet. Es gefällt uns hier.

Für morgen buchen wir einen Ausflug nach Chor Virap und Noravankh, für den wir zusammen 16000 AMD oder 28 Euro bezahlen müssen. Mir graust vor der Gruppenreise, aber für eine Taxifahrt ist unser Ziel zu weit entfernt.



Unzugänglich auf türkischem Territorium: der heilige Berg der Armenier (Blick von Chor Virap).

Montag, 21. Juli / Jerewan-Chor Virap/Noravankh.

Am Hoteleingang gebe ich dem alten Kofferträger das versprochene Trinkgeld. Damit hat er nicht gerechnet, er strahlt über das ganze Gesicht.

Für unseren heutigen Ausflug treffen wir uns vor dem Büro von *Hyr-Reisen*. Als wir ankommen, trinken die Reiseleiterinnen vor den Bussen noch ihren Aufweckkaffee – zu spät für uns um noch umzukehren. Statt uns noch ein bisschen Morgenruhe zu gönnen, hängt sich unsere junge Begleiterin gleich in Jerewan ans Mikrophon und fängt an, alles Mögliche zu erklären, was ich gar nicht wissen will. Als sie auch noch eine Vorstellungsrunde ankündigt, packen mich grausige Gedanken: Was kommt da auf uns zu? Dann will sie, dass wir ein Lied singen ...

Doch wir haben gute Plätze mit wunderbarer Sicht in der ersten Reihe und nachdem die wackere Solidargemeinschaft der Busreisenden die Singattacke erfolgreich abgewehrt hat, beruhige ich mich allmäh-

lich wieder. Wir lassen die Hauptstadt schnell hinter uns. Eine weite, landwirtschaftlich genutzte Ebene erstreckt sich vor unseren Augen. Am Straßenrand werden die Früchte verkauft, die auf den Feldern rechts und links der Straße angebaut werden. An jedem zweiten Verkaufsstand sehe ich pralle Wassermelonen und mir fällt die Geschichte von Cormac McCarthy ein, wo der junge Held nachts über die Felder zieht, um Wassermelonen aufzuschlitzen. Es will mir aber nicht gelingen, auch nur eine einzige Melone auf den Feldern ausfindig zu machen, obwohl mich F. immer wieder auf welche aufmerksam macht.

Nebelumhüllte Berge schließen im Hintergrund die Ebene ab und bald sehen wir auch den Ararat mit seiner schneebedeckten Kuppe. Leicht im Dunst liegend, erhebt er sich mit seinen mehr als 5000 Metern mächtig über das flache Land. Für die Armenier ist ihr Nationalheiligtum unzugänglich, die Grenze zur Türkei, auf deren Territorium der Berg heute liegt, ist geschlossen – ein Symbol für die tragische Geschichte dieses Landes, das auf der Schnittstelle zwischen Ost und West unzählige wechselnde Herrschaften über sich ergehen lassen musste und dennoch über viele Jahrhunderte seine besondere Kultur bewahrt hat. Der vorletzte

Anlauf Armeniens zur Eigenstaatlichkeit im Jahr 1918 endete bereits zwei Jahre später, als sowjetische und türkische Truppen in trauriger Eintracht das Land besetzten. 1921 trat die Sowjetunion die Gebiete Kars und Ardahan, zu denen auch der Ararat gehört, an die Türkei ab. Ein Jahr später wurde Armenien in die UdSSR einverleibt. Heute leben die Armenier seit 17 Jahren wieder in einem eigenen Staat, doch ihren heiligen Berg können sie nur über den Umweg über Georgien oder Russland erreichen.

Der Grenzfluss Arax glitzert mit seinen verschiedenen Flussarmen im Hintergrund. Obwohl er auf türkischem Territorium fließt, haben die Armenier sein Wasser an einigen Stellen umgeleitet, um es zur Bewässerung und Fischzucht zu nutzen. An der Straße werden in großen Bottichen Fische angeboten.



Kloster Noravankh.

Das auf einer Anhöhe gelegene Kloster Chor Virap, unser heutiges erstes Ziel, ist eine bedeutende Pilgerstätte für die Armenier, weil es eng mit der frühen Christianisierung des Landes verbunden ist. Der Legende nach wurde hier im 4. Jahrhundert König Tradat III. vom Hl. Gregor vom Wahnsinn geheilt und trat zum Christentum über. Die ursprüngliche Kirche wurde mehrfach umgebaut und stammt in ihrer heutigen Gestalt aus dem 17. Jahrhundert. Vom Klostergelände aus hat man einen traumhaften Blick über eine weite Ebene, bis hin zur gut befestigten türkischen Grenze, hinter der sich der Ararat mit seiner weißen Kuppe erhebt.

Landschaftlich noch interessanter ist der zweite Teil unseres Ausflugs, der in die südliche Region *Vajots' Dzor* führt. Dazu müssen wir weiträumig einen aserbaidschanischen Landzipfel umfahren, der für die Armenier tabu ist. Nach einer Weile verändert sich die Landschaft völlig. Wir fahren durch eine in fahlen Braun-, Grün- und Gelbtönen schimmernde, nur spärlich bewachsene Berglandschaft. Über die Hänge ranken sich Weinreben. Jeder Bauer bietet hier

seinen eigenen Wein an, der in Cola- und andere Flaschen gefüllt am Straßenrand verkauft wird. Unterwegs besichtigen wir eine kleine Weinkelterei, die ihren Wein bis nach Russland exportiert. Wir kaufen eine Flasche halbtrockenen Granatapfelwein.

Eine von steil aufragenden, sandfarbenen Bergen umschlossene Nebenstraße führt uns weiter durch eine immer schroffere Felslandschaft – bis wir nach ein paar Kilometern majestätisch hoch oben auf einem Felsplateau thronend das Kloster Noravankh erblicken. Das auffälligste Gebäude des Klosterkomplexes, den wir über steile Serpentinauffahrten anfahren, ist die dreigeschossige *Surb Astvatsatsin* (Mausoleumskirche), die im 14. Jahrhundert von dem bedeutenden armenischen Architekt Momik gebaut wurde. Über dem Portal der ein Jahrhundert älteren Täuferkirche daneben ein schönes Tympanon. Gottvater, mit einem sehr individuell geprägten Gesicht, trägt mongolische Züge. Das sollte die heidnischen Reiter aus dem Osten daran hindern, die Figur zu zerstören. Auf den fast kahlen, wunderbar symmetrischen

Innenraum fällt durch eine Öffnung in der Mitte der Kuppel Tageslicht. Es beleuchtet Grabplatten auf dem Boden, deren Betreten die Menschen in ihrem Glauben stärken sollte. In die Wände haben Pilger Kreuze geritzt, schon damals liebte man solche „Ich-war-hier“-Gesten.

An der Kreuzung zur Hauptstraße essen wir, bevor wir uns wieder auf den Rückweg machen,



Gottvater mit mongolischen Zügen: Schutz vor den Feind.

in einem Ausflugsrestaurant zu Mittag. Inzwischen bin ich mit der Reisesegesellschaft voll versöhnt, weil sie etwas für Armenien ziemlich Typisches zeigt. Fast jeder der Besucher hat irgendeine Beziehung zu diesem außergewöhnlichen Land. Der Familienvater aus Argentinien, ein eloquenter, weltläufiger Geschäftsmann, der mit vielen der Ausflügler Kontakt aufnimmt, ist Sohn

eines Armeniers und wurde in Rumänien geboren. Er ist mit seinen Kindern unterwegs, denen er seine Wurzeln näher bringen will. Ein Deutscher aus dem Bonner Raum, der sich zu italienischen Vorfahren aus dem 17. Jahrhundert bekennt, reist mit seiner armenischen Frau, deren Familie noch ein Haus in Jerewan besitzt. Fast jeder hat irgendeine Verbindung zu Armenien. Auch die sangeslustige Führerin ist uns mit ihrer offenen Art und ihren warmen, melancholischen Augen schnell ans Herz gewachsen.

Im Hotelzimmer entgeht F. nur knapp einer höchst dilettantisch in der Wand verankerten Gardinenstange, die mit großem Getöse herunterkommt. Die freundliche Matrone, die unsere Etage bewacht, ist zu Tode bestürzt, muss uns aber auf morgen verträsten.

Dienstag, 22. Juli / Jerewan-Ausflug nach Edschmiatsin.

Heute nur ein kleiner Ausflug, der uns nach Edschmiatsin führt. Vorbei an unzähligen, noch im Tagesdämmer liegenden Kasinos, die die Ausfallstraße aus der Stadt säumen, bringt uns eine fast leere *Marshrutka* für 500 AMD oder 90 Cent in den 20 Kilometer von Jerewan entfernten Ort. Mittlerweile nur noch ein kleines Nest, war Edschmiatsin von 180-340 n. Chr. Hauptstadt Armeniens, einer von nicht weniger als zwölf Orten, denen diese Ehre zuteil wurde – auch dies ein Indiz für die unruhige, immer umkämpfte Geschichte dieses Landes.

Auf einer großen Anlage im Ort residiert heute der Vatikan der armenisch-apostolischen Kirche, der ältesten christlichen Staatskirche der Welt, die bis auf das Jahr 301 zurückgeht, als König Tradat III. das Christentum annahm. Missionarisches Zentrum ist das gregorianische Seminar zur Priesterausbildung. Als 1921 armenische Flüchtlinge aus der Türkei Edschmiatsin überschwemmten, wurde es geschlossen und durfte während der Sowjetzeit nicht wieder geöffnet werden. Heute sieht man überall wieder bärtige Gestalten in langen schwarzen Gewändern über die Wege wandeln. Sie werden in alle Welt ausgesandt, um in der Diaspora, die so wichtig für dieses



Durch die Kuppel fällt Tageslicht (hier im Kloster Geghard).

Volk ist, die Einheit der armenischen Kirche zu wahren. So erzählte uns gestern auch der deutsche Tourist von der armenischen Gemeinde in Bonn, in der seine Frau und er aktiv seien.

Die Kathedrale, die das Zentrum des Geländes bildet, ist die älteste, heute aber vielfach überbaute Kirche Armeniens. Ihre Grundmauern stammen aus dem Jahr 303. Sie wird gerade von Handwerkern renoviert und beeindruckt mich, überladen wie sie inzwischen ist, wenig.



Chatsch'khar In Edschmiatsin.

Schöner ist die erlesene Sammlung von *Chatsch'kharen*, die über das Gelände verstreut sind. Die schönen, mit Ornamenten oder religiösen Porträts geschmückten Kreuzsteine, für die diese Region berühmt ist, erlebten ihre Blüte im 12. und 13. Jahrhundert. Sie dienten als Denk- und Mahnmale, um die Gläubigen zu schützen und an ihre christlichen Pflichten zu erinnern, und wurden auch als Grabsteine verwendet.

Am Ende des Geländes, das mit viel Grün und schattigen Ruhezeiten aufwartet, ein mächtiges Denkmal, das an den Besuch Papst Johannes Paul II. im Jahr 2001 erinnert. Ein weiteres Denkmal erinnert an den türkischen Genozid an den Armeniern 1915-1923. Im nicht zugänglichen hinteren Teil des Geländes befindet sich der Palast des *Katholikos*, des Oberhauptes der armenischen Kirche, sowie ein nur nach Anmeldung zugängliches Museum.

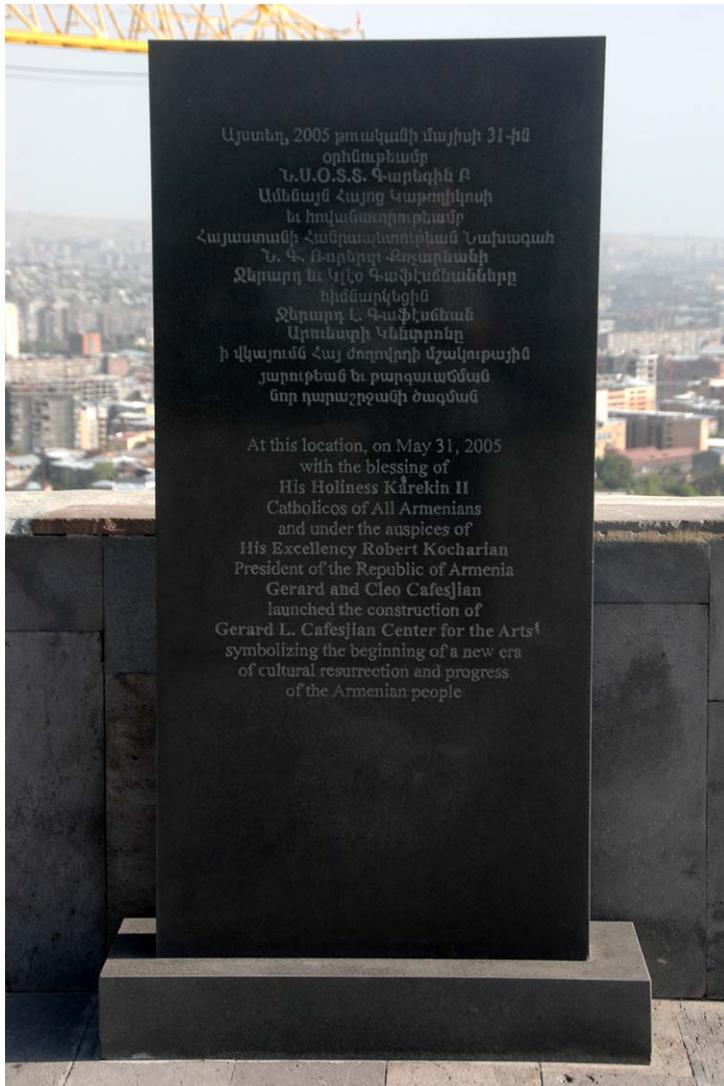
Als wir zurück wollen, lockt uns ein Taxifahrer mit dem Angebot, uns für nur 600 AMD fahren zu wollen. Als er jedoch beginnt, den Rücksitz noch

weiter voll zu laden, streiken wir und fliehen zu einer *Marshrutka*, was eine schwarzäugige armenische Schöne kopfschüttelnd zur Kenntnis nimmt. Offensichtlich liegen für eine nicht mehr ganz arme Einheimische Klassenwelten zwischen einem Taxi und einer *Marshrutka*.

Im Bus spricht uns eine jüngere Armenierin an. Die in schweres Ostbarock gewandete Frau, die von ihrer Familie getrennt als Englischlehrerin in Moskau arbeitet und gerade ihren Mann in Jerewan besucht, möchte uns unbedingt ihre Heimatstadt zeigen. Mit geradezu flehentlichem Drängen bietet sie uns auch an, mit uns zum Sewan-See zu fahren. Als wir ihr erzählen, dass wir nach Goris wollen, will sie uns auch dort alles zeigen, weil da Verwandte von ihr wohnten. Ein Beispiel der viel gerühmten armenischen Gastfreundschaft, der man sich schwer entziehen, die aber auch zu viel werden kann.

Im Hotel bringt man gerade die neue Gardinenstange an. Statt eine Ruhepause zu nehmen, besteigen wir die *Kaskade*, die sich hinter der Oper erhebt, eine sehr byzantinische, mächtige Treppenanlage, die sich an unterirdisch bewässerten Blumenbeeten vorbei eindrucksvoll

in die Höhe zieht. Das durch fünf Plattformen mit mächtigen, postmodernen Brunnenanlagen gegliederte Bauwerk läuft auf ein Denkmal hoch über der Stadt zu, das 1986 zum 50. Jahrestag der sowjetischen Republik Armenien errichtet wurde. Auf diesem oberen Teil der *Kaskade*, der nach der Unabhängigkeit unvollendet blieb, liegt heute das Reich des in den USA lebenden, millionenschweren Exilarmeniers und Kunstsammlers Gerald L. Cafesjian. Unterhalb des Denkmals, dieses elegant unterlaufend, lässt er gerade ein Museum für moderne Kunst und Glaskunst errichten – an diesem symbolträchtigen Ort ein ostentatives Signal für die Wiedergeburt einer unabhängigen armenischen Kultur. Auch die Wasserspiele auf dem Platz der Republik hat ein Auslandsarmenier gestiftet. Die für ihre Geschäftstüchtigkeit bekannten Exilarmenier, die über die ganze Welt verstreut leben, haben eine enorme Bedeutung für dieses Land, in dem mit drei von acht Millionen Menschen nicht einmal die Hälfte des armenischen Volks lebt. Sie bringen Geld und Weltläufigkeit.



Der größte Teil des armenischen Volks lebt nicht in Armenien: Ehrentafel für den exilarmenischen Stifter Gerald L. Cafesjian.

Unterwegs noch eine amüsante Begegnung mit einem armenischen Schriftsteller, der uns den Weg erklären, vielleicht auch nur ein wenig mit uns reden will. In wenigen Minuten sprudelt er seine Begeisterung für die deutsche Literatur heraus und bringt in seiner kurzen Ansprache (anders kann man sie kaum nennen) Rilke, Grass, Enzensberger sowie eine Kurzanalyse von Goethes Faust unter. Von Enzensberger hat er Gedichte ins Armenische übersetzt.

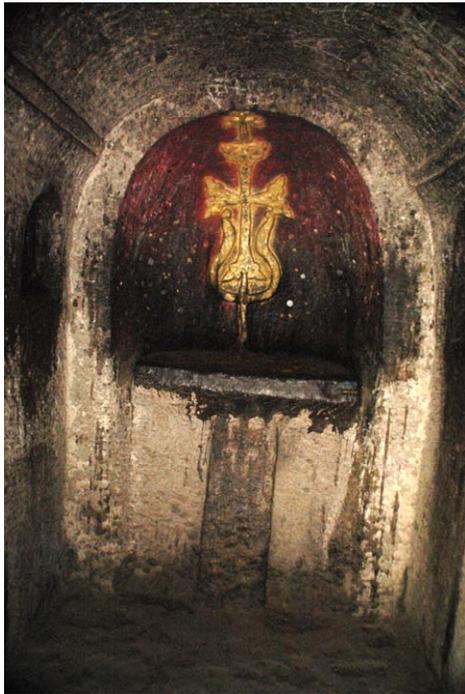
Unterwegs noch eine amüsante Begegnung mit einem armenischen Schriftsteller, der uns den Weg erklären, vielleicht auch nur ein wenig mit uns reden will. In wenigen Minuten sprudelt er seine Begeisterung für die deutsche Literatur heraus und bringt in seiner kurzen Ansprache (anders kann man sie kaum nennen) Rilke, Grass, Enzensberger sowie eine Kurzanalyse von Goethes Faust unter. Von Enzensberger hat er Gedichte ins Armenische übersetzt.

Mittwoch, 23. Juli / Jerewan-Garni/Geghard.

In der Nacht bis 4 Uhr früh wach gelegen, zum ersten Mal in diesem Urlaub. Wir wollen heute die nahe beieinander gelegenen Kulturdenkmäler Garni und Geghard besuchen, Tempel und Klosteranlage, die auch die Reisebüros als zusammenhängende Tour anbieten. Unschlüssig, ob wir den Ausflug mit *Marshrutkas* und Umsteigen oder per Taxi unternehmen sollen, fallen wir auf dem Weg zur Bushaltestelle, die etwas außerhalb des Zentrums liegt, einem Taxifahrer in die Hände, der uns die Tour für 20 Euro anbietet. Während der Fahrt erzählt er uns seufzend, dass sein Sohn Wirtschaftswissenschaften in Chicago lehre.

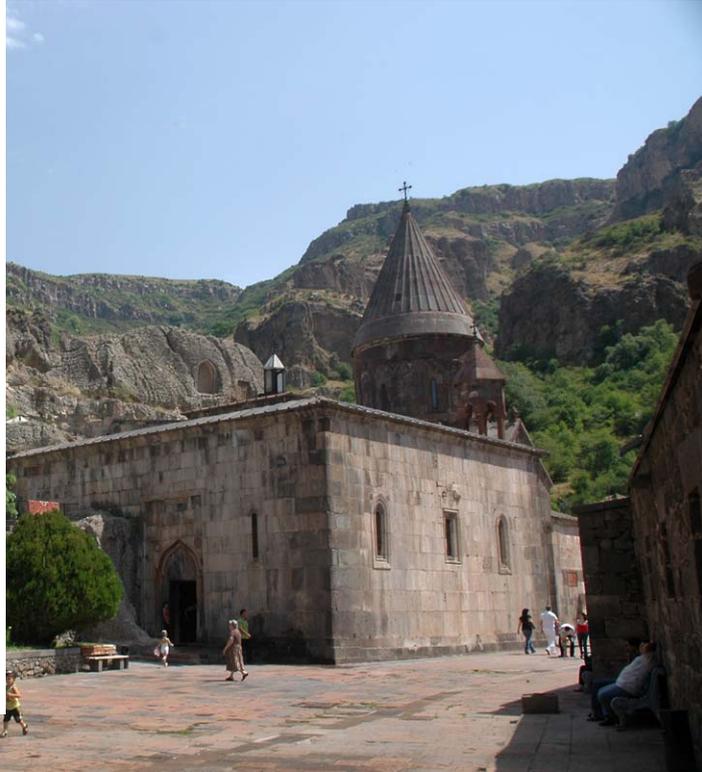
Garni interessiert mich nicht übermäßig, weil ich den Kaukasus nicht gerade mit antiken Tempeln verbinde, doch es liegt nun mal auf dem Weg und so nehmen wir es mit. Der auf einem Felsplateau gelegene Tempel ist der einzige antike Tempel, der die Christianisierung überstanden hat, und in der Tat ein seltsamer Fremdkörper in diesem Land. Im 1. Jahrhundert n. Chr. Gebaut, war er Helios, dem Sonnengott, gewidmet. Später wurde er Sommerresidenz der armenischen Könige. Im 20. Jahrhundert rekonstruiert, ist er relativ klein von Ge-

stalt, beeindruckt aber durch seine malerische Lage, die weite Blicke über die Berglandschaft und das Tal des Azat gestattet.



Felskapelle.

Das Kloster Geghard, acht Kilometer entfernt, liegt in



Kloster Geghard.

einer noch wilderen Landschaft. Zurückgehend bis angeblich ins 4. Jahrhundert, besteht das Kloster heute aus mehreren Gebäuden, die zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden. In der Hauptkirche, der *Kathoghike*, die im 13. Jahrhundert errichtet wurde, findet gerade eine Taufe statt, die mit dem mit einer schwarzen Kapuze bekleideten Priester allerdings eher einer Teufelsaustreibung ähnelt. Schöner ist der wunderbare, quadratische Vorraum, der sogenannte *Gavith*, der die Hauptkirche deutlich überragt und wie in Noravankh durch ein zentrales Kuppellicht von oben beleuchtet wird. Gavith dienen zu Versammlungszwecken oder auch als Bestattungsräume.

Über die Felsseite der Vorkirche erschließen sich mehrere Nebenräume, die Felsenkirchen und Grabstellen (*Schamatune*) beherbergen. Die düsteren, aus dem Felsen gehauenen Räume beschwören mit ihren ungeschliffenen, rohen Steinwänden und dem zwielfichtigen Tageslicht, das aus der Kuppel über die felsigen Böden und Wände fällt, eine versunkene Welt herauf, deren sakrale Magie geradezu sinnlich spürbar wird – wunderbare Raumeindrücke. Wieder im Freien sehen wir oberhalb der Kirche einige in die Felswand gehauene Öffnungen, die wir über eine steile Außentreppe erreichen können. Dahinter befinden sich kleine Felskapellen.

Zurück in der Hauptstadt, besuchen wir das *Matenadaran*, die weltberühmte, 1959 erbaute Handschriftenbibliothek Jerewans. In zwei Ausstellungsräumen werden außergewöhnlich schöne Exemplare von zum Teil ausgemalten Handschriften ausgestellt, Zeugnisse der hohen armenischen Kultur des Mittelalters, in der, anders als im Westen, die antike Hochkultur noch lange weitergelebt hat. In Übersetzungen aus dem Griechischen, Römischen und Arabischen, die bis ins 6. Jahrhundert zurückreichen, werden Werke aus allen Disziplinen gezeigt: medizinische, philosophische, mathematische, geografische etc. Oft von Exilarmeniern gespendet, sind darunter beeindruckende Zeugnisse der hoch entwickelten armenischen Buchmalerei, zauberhafte Bilder einer naiven, erdverbundenen Religiosität, die, in filigraner Technik mit natürlichen Farben ausgemalt, vielfach auch mit Blattgold geschmückt wurden und ihre Leuchtkraft bis heute nicht verloren haben.

Abends wieder die Wasserspiele, ein immer wieder faszinierendes Ereignis, nicht nur wegen der vermutlich nicht einmal besonders originellen Choreografie, sondern weil die nachträumerische Farbsinfonie aus Musik, Licht und Wasser die Hauptstädter auf eine so wunderbare Weise zusammenführt. Nicht zuletzt diese bewegende Stimmung, die sich auf eine kaum zu beschreibende Weise in der Atmosphäre der Stadt wiederfindet, lässt mich das scheinbar so geschichtslose, langweilige Jerewan dem überdrehten, zerfallenden Tbilisi bei Weitem vorziehen.



Blick auf Goris (von Old Goris gesehen).

Donnerstag, 24. Juli / Jerewan-Goris.

Heute also Aufbruch in die Provinz, die wir auf dieser Reise wenigstens an einer Stelle etwas intensiver kennenlernen wollen. Dafür haben wir uns die kleine Stadt Goris ausgesucht, die weit im Osten Armeniens in einem auf zwei Seiten von Aserbaidschan sowie vom Iran umgebenen Landzipfel liegt.

Nach dem Frühstück machen wir uns gemächlich mit unseren Koffern zur Haltestelle der *Marshrutkas* auf, die 500 Meter stadtauswärts an derselben Straße wie unser Hotel liegt. Der nächste Bus, der nach Goris fährt, steht schon fast komplett mit Fahrgästen gefüllt bereit. Wegen der Größe unserer Koffer müssen wir drei Plätze reservieren, die uns zusammen 7500 AMD kosten. Es fährt sich bequem und stressfrei in solchen *Marshrutkas*, weil es, anders als ich es aus Afrika kenne, nur Sitzplätze gibt. Wegen einiger Fahrgäste, die unterwegs hinzusteigen, muss allerdings noch ein Zwischensitz herausgezogen werden, der den Zugang zu unserer hinteren Bank versperrt.

Bis zur Abzweigung nach Noravankh befahren wir dieselbe Straße wie auf unserem vorgestri- gen Ausflug. Vor Goris ändert sich dann die Landschaft komplett. Die schroffen, verstep- pen Berge, in denen fast nur Wein angebaut wird, gehen in eine fruchtbare, in sanften Wellen geschwungene Hügellandschaft über. Korngelbe Felder schieben sich zwischen die wilden Wiesen, die vermutlich wegen der großen Steine, die überall herumliegen, nicht bewirtschaf- tet werden. Sie sind über und über mit Blumen bedeckt, die unter dem blauen Sommerhim- mel in tausenderlei Farben leuchten. Vielleicht berauscht von den weiten Panoramablick- en, die sich vor uns auftun, oder von der Geschwindigkeit, mit der wir, kaum mal einem Auto begegnend, über die holprige Straße fliegen, beginnt unser Fahrer, ein stoppelbärtiger Alter, verrückt zu spielen. Er macht sich ein Vergnügen daraus, auf seinem Player CDs anzuspie- len, um sie wenige



Basaltsteinhaus in Goris.

len, um sie wenige Sekunden später unter schrillum Ge- kicher in hohem Bogen aus dem Fenster zu werfen. Ein paar Fahrgäste lachen, doch eher peinlich berührt, niemand sagt et- was.

Nach gut vier Stun- den erreichen wir Goris, das nahe an der Grenze zu Bergkarabach und nur 80 km vom Iran entfernt tief in ei- nem Bergkessel liegt. Wir kommen

in einem freundlichen, armenisch-iranisch geführten kleinen Hotel unter, laut *Lonely Planet* das beste in der gesamten Region, mit modernen, allerdings nur durchschnittlich großen Zimmern und einem freundlichen, lichtdurchfluteten Frühstücksraum, der in eine offene Ter- rasse übergeht.

Goris ist ein kleines Städtchen von nur 20000 Einwohnern. Die behäbige Stille der Provinz bricht hier allenfalls das viele Militär, das spüren lässt, dass diese Grenzregion nicht ohne Probleme ist. Breite, kaum befahrene Straßen, an deren Bürgersteigen dunkle Bächlein ent- lang plätschern, durchziehen die lang gestreckte, schachbrettartig angelegte Stadt, die über- all den Blick auf die umgebenden Berge freigibt. An der östlichen Seite zur Felsenstadt Old Goris wird sie vom Fluss Goris begrenzt. Anders als in Jerewan, wo Tuffstein vorherrscht, sind die Häuser in der Stadt meist aus Basaltstein gebaut. Der grau gefleckte, unbehauene Stein, der in den verschiedensten Formen und Schattierungen vorkommt, ergibt mit dem weißen Mörtel, der die Steine zusammenhält, eine markante Zeichnung, die dem Stadtbild ein sehr einheitliches und stabiles optisches Gepräge verleiht. Von den meist zweistöckigen Häusern wenden sich große Balkone mit weiß gestrichenen Holzgeländern seitlich zu den Gärten hin. Allein das marode, von grasüberwachsenen Wegen durchzogene und von häss- lichen, alten Sowjetkästen geprägte Stadtzentrum, das aber kein wirkliches Zentrum mehr darstellt, fällt aus dem Stadtbild heraus. Es trägt alle Zeichen des Zerfalls in sich, während die schweren, alten Basalthäuser wie für die Ewigkeit gebaut zu sein scheinen.

Touristen ist man hier kaum gewöhnt. Die Kinder grüßen uns freundlich und interessanter- weise auf Französisch. Es gibt auch ein französisches Kulturzentrum im Ort, von dem wir aber nicht wissen, ob es noch in Betrieb ist. Die Erwachsenen betrachten uns mit staunen- den Augen, neugierig und immer wohlwollend. Zwei Bäckerinnen laden uns in ihre Backstu- be ein und zeigen uns stolz, wie in einem in die Erde eingelassenen Herdloch das dünne Fladenbrot gebacken wird, das hier zu jedem Essen serviert wird.

Wir spüren die Höhenluft. Schon während der Anfahrt war es deutlich kühler als in Jerewan, wo in den letzten Tagen eine trockene Hitze von bis zu 40° Grad herrschte. In unsere Bettlagen sind, anders als in Tbilisi und Jerewan, Decken eingezogen, die jedoch viel zu warm sind. Ohne sie ist es wiederum zu kalt, so dass ich erneut schlecht schlafe.

Freitag, 25. Juli / Goris-Tatev.

Ein vom Hotel organisiertes Taxi bringt uns für 20 Euro zu unserem heutigen Ziel, dem 60 Kilometer entfernten Kloster Tatev. Bald nachdem wir Goris verlassen haben, sehen wir schon wie eine Wand das wilde *Zangezur*-Gebirge vor uns, in dem das Kloster liegt. Kurze Rast bei einer Aussichtsplattform, die hoch über steilen Abhängen auf einem Felskegel thront. Wenn wir unseren Fahrer richtig verstehen, erinnert sie an ein Mädchen, das hier von heidnischen Christenverfolgern in den Tod gestürzt wurde. Der Fahrer biegt in eine Nebenstraße ein, auf der wir uns nur noch im Schrittempo bewegen können. Schlaglöcher müssen umkurvt werden, dicke Felsbrocken lassen ahnen, wie gefährlich die Straße in den unwirtli-



Hoch oben über den Bergen: Kloster Tatev.

chen Jahreszeiten werden kann. Hohe Serpentinaen verschaffen uns atemberaubende Ausblicke über eine grandiose, wilde Natur. An der *Teufelsbrücke*, einem Naturdenkmal, überqueren wir den Fluss *Vorotan*, wo wir erneut eine kleine Rast einlegen. Von einer Quelle mineralhaltigen Heilwassers füllt sich der Fahrer eine Flasche ab. Schließlich sehen wir, hoch oben auf einem Felsvorsprung, das Kloster in weiter Ferne vor uns liegen.

Der Ursprung Tatevs geht bis ins 8. Jahrhundert zurück. Zu seinen Blütezeiten waren hier bis zu 1000 Mönche untergebracht. In den zahlreichen noch erhaltenen Höhlen (Kasematte) lebten sie und gingen den verschiedensten wirtschaftlichen Tätigkeiten nach. In der großen Hauptkirche, die an der Wende zum 10. Jahrhundert entstand und den Aposteln Peter und Paul gewidmet ist, beeindruckt der große, fast kahle Innenraum, der heute wieder für sakrale Zwecke benutzt wird. Von den Fensterhöhlungen der Ruinen, die man über mehrere Stockwerke erklimmen kann, bieten sich traumhafte Ausblicke über die schroffe Berglandschaft, in die sich das Kloster eingebettet hat – weniger ein Triumph der Zivilisation und des Glaubens über die Natur als vielmehr eine respektvolle Verschmelzung mit ihr.

Zurück in Goris verbringen wir ein paar entspannte Stunden im einzigen Café des Orts, das angenehm schattige, über eine lauschige Gartenanlage verstreute Plätze bietet, von denen

man auf die Höhlenstadt von Old Goris blickt. Abends lächeln uns von den Holzbänken, die vor jedem Haus stehen, die Frauen freundlich zu, die von der Hausarbeit ausruhen. Neugierige Kinder versuchen ein paar Brocken auf Französisch, geben es aber bald wieder auf, wenn sie merken, dass wir sie kaum verstehen. Von den Maulbeerbäumen, die die Bürgersteige säumen, schlagen wir uns mit saftigen Früchten die Bäuche voll.

So liebevoll gepflegt die Häuser wirken, so sehr springt einem überall die öffentliche Armut ins Auge, und die aus Russland vertraute Rücksichtslosigkeit, mit der die Menschen mit Gemeingut umgehen, setzt dem noch eins drauf. Während in den Gärten die Obstbäume voller Früchte hängen, verwahrlosen die öffentlichen Anlagen. Wege und Straßen sind voller Schlaglöcher oder mit Gras überwachsen. Auf den Bürgersteigen liegen Abfallberge, aus den Fugen und Rissen blüht ein buntes Meer von Gräsern und Wiesenblumen. Die kleinen Kanäle entlang der Straßen, die das Bergwasser in den Fluss unterhalb der Stadt leiten sollen, sind vielfach zugeschüttet und voller Dreck. Der Goris, der an manchen Stellen noch ein malerisch verwachsenes Bild zeigt, ist größtenteils vermüllt.



Bäckerei in Goris: Fladenbrot gehört in Armenien zu allen Mahlzeiten.

Anders als in Jerewan sieht man hier auch Bettler. Der Taxifahrer erzählte uns, dass es keine Fabriken und kaum Arbeit in der Stadt gebe, ein Sanatorium sei nach der Unabhängigkeit geschlossen worden. Zwei Hotels im Ort dienen seit Jahren nur noch als Unterkunft für Flüchtlinge aus Bergkarabach. Bei unseren Spaziergängen sahen wir allerdings zwei kleinere Textil- und Tabakfabriken, die noch in Betrieb zu sein scheinen.

Das *SKS-Restaurant*, in dem wir auch gestern gegessen haben, ist das einzige Restaurant in der Stadt. Nur unser Hotel bietet seinen Gästen noch Verpflegung an. Auf eine mehr oder weniger nichtöffentliche Touristenumgebung haben wir jedoch keine Lust. Einfallslose Kost auf Kantinenniveau. Ein großes, gegrilltes Stück Schweinekotelett, nackt auf den Teller gelegt. F. bekommt ein ganzes gebratenes Huhn, in Stücke zerhackt, ohne jede Beilage. Die hiesige Küche hat mich bisher enttäuscht. So gut ihr Ruf auch sein mag, der sich mit der legendären armenischen Gastfreundschaft verbindet, so wenig hat sie ihren Weg in die Restaurants gefunden. Da wirken viele Jahre Sozialismus nach (obwohl ich in Sibirien besser gegessen habe ...) Selbst die regionalen Spezialitäten wie gekochtes Rindfleisch fand ich wenig interessant. Schön sind allerdings die vielen Kräuter wie Koriander, die man beim Kochen verwendet.

Auch in Goris gibt es Wasserspender. Ihr Wasser schmeckt allerdings deutlich schlechter als in Jerewan. Es beschert mir, zum ersten Mal in diesem Urlaub, einen so mächtigen Durchfall, dass ich es kaum noch zurück ins Hotel schaffe.

Samstag, 26. Juli / Goris.

Heute ein letzter, kurzer Ausflug, der aber enttäuschend ausfällt. Unser freundlicher Taxifahrer von gestern bringt uns zu der verlassenen Stadt Chndzoresk, die wir jedoch nicht, wie der *Lonely Planet* verheißt, durchlaufen, sondern nur von einer neu gebauten Aussichtsplattform überblicken können. Als ich nach Wandermöglichkeiten frage, erzählt uns der Fahrer etwas von großen Schlangen ...

Die Stadt wurde an einem Berghang in die Felsen gebaut. In den bizarren Gesteinsformationen kann man noch die Löcher erkennen, die die Eingänge und Fenster zu den Felshöhlen bildeten, welche als Wohnungen dienten. Während des Konflikts um Bergkarabach benutzten die Bewohner des nahegelegenen neuen Dorfs die Höhlen als Unterschlupf.

Nachmittags noch ein paar Streifzüge durch die Stadt. Schreiben und Lesen im Café. In diesem Urlaub war ich ausschließlich mit Tolstois *Krieg und Frieden* beschäftigt, das ich vor ein paar Jahrzehnten schon mal gelesen hatte. Wahrscheinlich viel zu früh,

denn mir waren nur langweilige Kriegsszenen in Erinnerung geblieben. Jetzt beeindruckt mich dieses kolossale Zeitgemälde, das mit präzisen, anschaulichen Personenzeichnungen ein kurzweilig zu lesendes, höchst spannendes Bild des historischen Russland zeichnet, so sehr, dass ich mich kaum davon zu lösen vermag.

Abends kommen wir auf dem Heimweg an einer Hochzeit vorbei. Durch eine Tür können wir beobachten, wie wild getanzt wird. Einer der schon reichlich betrunkenen Gäste, die auf der Straße zusammenstehen, fasst mich stürmisch am Arm. Er möchte unbedingt, dass wir mitfeiern.

Morgen werden wir noch Old Goris erkunden, dann ist der Urlaub schon beinahe vorbei.

Sonntag, 27. Juli / Goris.

Bekannte von F. sind in Schweden beim Campen vollständig ausgeraubt worden. Seltsame Verkehrung: Ähnlich wie in Sibirien haben wir uns im so übel beleumundeten Kaukasus nie bedroht gefühlt, nirgendwo war es so ranzig, das wir uns unwohl gefühlt hätten. Von den



Auf dem Friedhof in Old Goris.

Menschen haben wir viel Zuwendung und Freundlichkeit erhalten – und nie dabei Hintergedanken an Geld gespürt, wie es in Kuba und anderen Ländern an der Tagesordnung ist. Auch von den grüßenden Kindern hat nur einmal eins die Hand aufgehoben und nach *Francs* gefragt.



Old Goris: Hinter den Felsöffnungen wohnten die Menschen.

Wir überqueren den Goris, der den Ort längs durchzieht, um Old Goris zu erkunden, die alte, verlassene Stadt, die sich über den Berghang auf der östlichen Flussseite erstreckt. Weil wir glücklicherweise den im Führer beschriebenen Hauptweg verfehlen, wird ein wunderbarer Spaziergang daraus, der uns zuerst über einen Friedhof am Fuß des Hangs führt. Wie in Rumänien sind viele Gräber mit großen, in einem naiv realistischen Fotostil auf die Steine aufgetragenen Porträts geschmückt, die mit ihren plakativen Schwarz- und Grautönen eine archaische, düstere Wirkung ausstrahlen. Einer der Grabsteine zeigt den Toten mit einer Maschinenpistole.

Oberhalb des Friedhofs führt ein steiler, dennoch sicherer Pfad an bizarren Gesteinsformationen vorbei auf den Bergkamm. Zehn Meter vor dem Ziel noch mal ein paar Minuten Ausruhen an einem Felsen, ein weiter Blick zurück über die Stadt Goris, die mit ihren roten Dächern im Tal ausgebreitet liegt, dann die letzten Schritte nach oben, die mir nicht leicht fallen in der glühenden Sonne

– doch wir werden reichlich belohnt. Denn hinter dem Kamm bietet sich nach Osten hin ein endlos weiter, faszinierender Blick über eine sanft hüglige Steppenlandschaft, die ein in tausend Farben funkelndes Blütenmeer bedeckt. Ein wunderbarer Augenblick, den wir noch eine ganze Weile genießen können, denn der Weg führt uns noch hundert Meter den Berggrat entlang, bevor es wieder durch die Felsen nach unten geht. Hier finden wir dann auch den Hauptweg ...

In dieser Felsenlandschaft hat sich früher eine Höhlenstadt ähnlich Chndzoresk befunden, deren Ursprünge angeblich bis ins 5. Jahrhundert zurückgehen. Sie war noch bis zum 19., sporadisch sogar bis zum 20. Jahrhundert bewohnt. Überall in den Felsen sind noch die Löcher zu erkennen, die für Wohnungen oder Wirtschaftsräume aus dem Stein geschlagen wurden. Heute werden sie zum Teil als Stallungen oder Lagerräume genutzt. In einem Fels kann man durch die Türaussparung noch eine zweistöckige Wohnanlage begehnen.

Den Nachmittag verbringen wir lesend und träumend in unserem Gartencafé. Abends wieder das *SKS-Restaurant*. Das ewige Barbecue-Einerlei hängt uns mittlerweile zum Hals heraus. Auch die Straßen von unserem etwas abseits gelegenen Hotel in die Stadt und zu den Lokalen sind wir nun viele Male abgelaufen. Goris ist eine Provinzstadt und ohne die Ausflüge wären uns die drei Tage hier doch ein wenig lang geworden.

Montag, 28. Juli / Goris-Jerewan.

Rückfahrt nach Jerewan. Durch eine Falschinformation im *Lonely Planet* verführt, laufen wir aus der Stadt heraus zu der großen Straße, die von Jerewan kommend nach Stepanakert weiterführt. Stepanakert liegt schon in Bergkarabach und ich bedaure ein wenig, dass wir diese Region nicht in unsere Reise einbezogen haben. Bergkarabachs selbst erklärte Unabhängigkeit wird völkerrechtlich nicht anerkannt, rechtlich gilt es als aserbaidjanisches Territorium. Seit der kriegesischen Auseinandersetzung von 1992-94 wird Bergkarabach jedoch von Armenien verwaltet und ist mit eigenem Visum nur von dort bereisbar. Es wäre leicht gewesen, sich ein Visum zu besorgen, doch den *Lonely Planet* von 2008 hatte ich für diese Information zu spät bekommen und auch die Landkarte nicht genau genug studiert, um zu wissen, dass wir so nah an dieses Gebiet herankommen würden.



Blick nach Osten (von Old Goris).

Ein hilfsbereiter Armenier klärt uns auf, dass sich die Bushaltestelle nicht an der Straßenkreuzung außerhalb der Stadt, sondern im Zentrum befindet. Mit unseren Koffern ziehen wir wieder zurück. An der Haltestelle wartet ein junger Japaner auf einen Bus, der ihn über die Grenze zum Iran bringen soll. Wir kommen gerade noch rechtzeitig, um die laut Fahrplan für 10 Uhr vorgesehene *Marshrutka* zu erreichen, die, als sie voll ist, eine halbe Stunde vor der Zeit abfährt. Beängstigende Fahrt, für mein Verständnis nimmt der Fahrer die engen Haarnadelkurven viel zu schnell – ein umgekippter Schlepper, der mit seiner Fracht, einem nagelneuen Kran, im Graben liegt, beruhigt da auch nicht gerade. Gegen 14 Uhr kommen wir wohlbehalten in Jerewan an. In unserem Hotel erhalten wir das Zimmer mit der gleichen Nummer wie beim ersten Mal, allerdings ein Stockwerk höher gelegen.

Seit gestern starke Kopfstiche, möglicherweise wegen der Bergwanderung ohne Kopfbedeckung. In der Nacht schlafen wir beide schlecht.



Zurück in der *Kaukasus Tavern* ...

Dienstag, 29. Juli / Jerewan.

Beim Frühstücksbuffet fehlt ausgerechnet das Leckerste, der Tomatensalat – und das an unserem letzten Urlaubstag ...

Wir besichtigen die berühmte *Jerewan Brandy Factory*, die seit einigen Jahren im Besitz von *Pernod* ist. Zum zweiten Mal, das erste Mal war in Tatev, treffen wir ein offensichtlich schon durch einige Kognacproben gegangenes junges ungarisches Paar wieder, das wir in Noravankh kennengelernt hatten. Trotz des horrenden Eintritts von 3500 AMD (6 Euro) p.P. ist die Einzelführung, die wir erhalten, obwohl wir nicht angemeldet sind, nur mäßig spannend. Gezeigt werden uns nur ein paar langweilige Fässer, in denen der Kognac über viele Jahre reifen muss, aber keinerlei Arbeitsprozesse. Churchill genoss den armenischen Kognac zur Zigarre und uns werden etliche Fässer gezeigt, die hier noch als Geschenke für Staatsoberhäupter lagern. Ein besonderes Friedensfass werde erst geöffnet, erzählt uns die hochhackige Führerin stolz, wenn zwischen Armenien und Aserbaidtschan Frieden eingekehrt sei. Nach der Verkostung, die uns mit guten Tipps versorgt, wie man Kognac richtig einschenkt und stilvoll genießt, kaufen wir für 14210 AMD einen zehn Jahre alten *Brandy*, der sich später im *Duty Free*-Laden auf dem Flughafen als um einiges billiger herausstellt.

Nachmittags in die Nationalgalerie, von der wir uns Kühlung erhoffen – draußen sind Temperaturen von weit über 40° Grad, der heißeste Tag, den wir während dieses Urlaubs erlebt haben. Angeblich beherbergt das Museum die drittgrößte Sammlung westeuropäischer Kunst auf ehemals sowjetischem Boden, doch bis auf ein schönes Mädchenporträt von Courbet finde ich es wenig lohnend. Viele russische und armenische Maler, die ich nicht kenne und auch nicht besonders interessant finde. Die Bilder sind schlecht präsentiert und ausgeleuchtet, zum Teil direktem Sonnenlicht ausgesetzt, konservatorisch ist das Museum eine Katastrophe. Zudem ist es stickig heiß, keine Spur von der ersehnten Kühle ... Nach einer Stunde flüchten wir, die Stockwerke mit armenischer Kunst ersparen wir uns.

Abends in unserem Stammrestaurant zum letzten Mal für vermutlich lange Zeit Hirn und noch einmal fünf leckere, mit Fleisch und Brühe gefüllte Teigtaschen. Zum letzten Mal sehen wir auf dem *Platz der Republik* auch die Wasserspiele, die wir an keinem Abend versäumt haben. Als ich im grauenhaft kitschigen *What a Wonderful World* die seufzenden Streicher zum rauchigen Schmelz der Stimme von Louis Armstrong höre, dazu die bunten Wasserfontänen, die die Nacht erhellen, die vielen Menschen mit ihren fröhlichen, staunenden Augen, läuft mir ein Schauer über den Rücken. Nach dieser wunderbaren Reise fühle ich mich auf einmal wie eins mit diesem Lied, das ich nie mochte ...

Mittwoch, 30. Juli / Jerewan-Versuchte Heimreise.

Um 1.15 Uhr früh reißt uns der Wecker aus tiefstem Schlaf, für 2 Uhr ist das Taxi zum Flughafen bestellt. Vor dem Einchecken werden uns noch 21,50 Euro Ausreisegebühr abgeknöpft – eine horrend Summe für dieses bitterarme Land. Um 4.30 Uhr soll unser Flieger starten. Abgesehen von einer kleinen Verspätung von 10 Minuten scheint auch alles plan-



Wasserspender überall in der City ...

mäßig zu klappen. Doch bald sehen wir, dass sich die Zeitangabe um weitere 20 Minuten verlängert hat. Und dann wird sie noch einmal verlängert und wieder verlängert ... Inzwischen ist uns klar, dass hier nichts mehr planmäßig abläuft. Niemand sagt an, was los ist, und je öfter die Verspätungen verlängert werden, desto mehr steigert sich die Unruhe der Fluggäste. Bald mischen sich erste Aggressionen in die Reaktionen. Gerüchteweise ist zu hören, dass der Flieger einen Schaden haben soll.

Angestellte der *Air Baltic*, unserer Fluggesellschaft, erscheinen, sprechen aber nur Armenisch und Russisch und richtig Bescheid scheinen sie auch nicht zu wissen. Endlich wird der Schaden offiziell bestätigt, ohne dass klar wird, was das für uns Passagiere bedeutet. Das einzige, was wir wissen: Wir müssen weiter warten. Noch immer haben wir die Hoffnung, um 12.30 Uhr unseren Anschlussflieger in Riga erreichen zu können. Am Abend gibt es auch noch eine weitere Verbindung nach Berlin.

Endlich gibt jemand ein Signal zum Aufbruch. Doch wozu dieser dienen soll, was uns genau bevorsteht, wissen wir nicht. Aus dem Wartebereich des Gate werden wir stoßweise durch eine Tür, die immer für 10 bis 15 Leute geöffnet wird, zurück in den Abfertigungsbereich geführt. Der Ausreisestempel wird annulliert – zum zweiten Mal erleben wir das nun auf unseren Reisen. Den ersten *Cancel*-Stempel erteilte uns 2002, das Maschinengewehr in der Hand, ein halb betrunkenen kambodschanischer Grenzbeamter, nachdem die Laoten uns am Mekong überraschend nicht ins Land gelassen hatten.

Weiterhin keine brauchbaren Informationen. Wir stehen endlos lange vor einem *Check-in-Counter*, an dem weder etwas passiert noch etwas angesagt wird. Die Fluggäste, deren Anschlussflüge gefährdet sind, werden zunehmend laut und aggressiv. Starke Männer kristallisieren sich heraus, einige begeben sich zum Büro der *Air Baltic* im ersten Stock, wo es jedoch auch keine Informationen gibt. Bis sich dann endlich die Truppe wie auf ein geheimes Kommando in Bewegung setzt – und zurück in die Abflughalle zu einem anderen Schalter zieht. Hinter einem Absperrband werden dort Stück für Stück unsere Koffer aufgebaut. Jeder muss eine Quittung unterschreiben, dann erhalten alle in einer schier endlosen Prozedur, die die starken Männer am Ende aber komplett durcheinanderwerfen, ihr Gepäck zurück.

In all dem Durcheinander schnappen wir die Information auf, dass wir uns zum Büro der *Air Baltic* begeben sollen. Dort werde sich für alle eine Lösung finden. Immer noch ist unklar, ob die defekte Maschine repariert werden kann, ob eine zweite herangeflogen wird oder ob wir auf verschiedene Maschinen verteilt werden, um unsere Anschlüsse in Ost und West zu erreichen. So ziehen wir alle mit unseren Koffern in den ersten Stock. Vor und in dem kleinen Büro ein hektisches Gedränge, dessen das Personal bald nicht mehr Herr wird. Inzwischen ist ein smarter Angestellter der Airline für uns abgestellt worden, der jedoch zu unser aller Erstaunen, obwohl es sich immerhin um eine Tochter der *Scandinavian Airlines* handelt, wieder nur Armenisch und Russisch spricht. Aus seinen Worten hören wir mühsam eine neue Parole heraus: Wir würden in ein Hotel gebracht, dort werde dann alles geregelt ...



... und abends die Wasserspiele am Platz der Republik.

So bewegt sich die Karawane weiter zu einem Bus, der draußen schon wartet. Er wird so voll gepropft, dass F. Platzangst bekommt. Im Hotel erhalten wir, weil wir zu spät ausgestiegen sind, kein Zimmer mehr, was uns im Moment jedoch völlig egal ist. *Air Baltic* lädt zu einem Mittagsbuffet – wenigstens ein bisschen Zeitvertreib. Dann beginnt das Warten ... Stunden verrinnen, die uns schier endlos vorkommen. Die Leute haben sich in die diversen Sitzgelegenheiten in der Lobby geflezt. Bei jeder Gelegenheit springen sie wieder auf, um bloß keine Information zu verpassen. Der Betreuer versucht der ihn immer wieder bedrängenden Meute Herr zu werden, doch dazu fehlt es ihm an den wichtigsten Voraussetzungen: an Sprachkenntnissen, an brauchbaren Informationen und an einem Konzept. Manchmal können wir uns sprachkundiger Angestellter des Hotels bedienen, doch das führt auch nicht viel weiter und das Meiste geht an uns vorbei. In dem nicht heruntergekühlten Raum, der sich immer mehr aufheizt, steigt die Lethargie. Auf den Sofas schlafen die Leute inzwischen, ohnmächtig zusammengekrümmt.

Denen, die noch kein Zimmer haben, bietet man jetzt eine Unterkunft in einem anderen Hotel an. Wir befürchten, dort von Informationen noch mehr abgekoppelt zu sein, und wollen erst wissen, wie es weiter geht. Inzwischen ist es 16 Uhr geworden, elfeinhalb Stunden sind seit der ursprünglich ausgewiesenen Abflugzeit verstrichen. Die Situation wird, weil sich nicht einmal die Andeutung einer Lösung abzeichnet, immer unerträglicher. Doch natürlich wissen wir, dass die *Airline* schon in ihrem eigenen Interesse für eine Lösung sorgen wird, welcher Art auch immer diese sein wird. Ewig kann das alles nicht dauern. Ein paar der Gäste sind

auch bereits verschwunden. Sie haben Maschinen nach Moskau genommen, um von dort weiter zu fliegen. Das kommt für uns wegen der erforderlichen Visa nicht in Frage. Bewegung kommt wieder in die Szenerie, als ein junges polnisches Paar, das auf einen Busanschluss nach Warschau angewiesen ist, seinen Botschafter einschaltet. Bald darauf hören wir, dass es in einigen Fliegern noch Plätze zu verschiedenen Zielen in Westeuropa gebe, unter anderem nach München. Wir melden eindringlich unser Interesse an. Bei den Verantwortlichen hatte offenbar nicht die geringste Vorstellung davon existiert, dass es für uns günstig sein könnte, über andere westeuropäische Städte Anschlussmöglichkeiten nach Berlin zu bekommen. Als wir München für uns reklamieren, wird das plötzlich zu einer realistischen Option, die sich nach einigem Hin und Her auch bestätigt. Also per Lufthansa nach München und von dort weiter nach Berlin! Dafür werden uns dann endlich auch Tickets ausgestellt, handgeschriebene zwei Zeilen auf einem linierten, leeren DIN-A-4-Blatt. Der Flug startet morgen wieder in der Frühe und ich verlängere gleich mit einem Anruf nach Berlin meine kostbare Urlaubszeit um weitere zwei Tage. Undenkbar, nach diesem Stress gleich wieder zu arbeiten!

Endlich also ist alles geregelt. Wir bekommen nun auch, weil manche Gäste schon abgereist sind, ein Zimmer in dem Hotel, riesengroß und von wahrhaft luxuriösem Komfort, sicher das teuerste, das wir während dieser Reise bewohnt haben. *Air Baltic* zahlt ... Mit schlechtem Gewissen und zur Enttäuschung des hilfsbereiten Hotelpersonals lehnen wir es ab, dort noch eine dritte Person übernachten zu lassen. Um 19.30 Uhr werden wir zu einem Dinner geladen, trinken anschließend noch ein schnelles, stummes Bier in der Lobby, um wenig später völlig erschöpft, aber erleichtert in unsere Betten zu fallen.

Donnerstag, 31. Juli / Jerewan-Berlin.

Erneut heisst es um 1.20 Uhr aufstehen, doch diesmal hoffen wir auf mehr Erfolg ... Ich bin noch nicht mit meiner Haarwäsche fertig, da klingelt weit vor der ausgemachten Zeit schon das Telefon. Wir möchten sofort herunterkommen, der Bus könne nicht länger warten. F. muss auf ihre Dusche verzichten.

Am Lufthansa-Schalter die gleiche Prozedur noch einmal. Wir bekommen auch schon die Bordkarten für den Anschlussflug nach Berlin.

Die Anzeigetafel zeigt für den Flug nach München 15 Minuten Verspätung an ...

Wenige Stunden später, noch ist es früh am Morgen, kommen wir in München an. Jetzt nur noch ein kurzer Aufenthalt, dann geht es weiter nach Berlin! Im Warteraum sehe ich eine Frau neben mir ihre Tasche entmüllen und tue es ihr nach, werfe alle überflüssigen Papiere weg.

Am Gate zeigen wir unsere Bordkarten vor. Die Schalterbeamtin fragt nach unseren Flugtickets. Welche Flugtickets? Ich erinnere mich nicht, dass wir welche bekommen haben ... Oh, je, doch! Dieses handgeschriebene DIN-A-4-Blatt – mir wird siedend heiß. Friedrun behauptet, wir hätten keine Tickets bekommen, nur die Bordkarten. *Aber Sie müssen welche bekommen haben!*, insistiert die Frau, *wir brauchen die Belege, um mit Air Baltic abrechnen zu können. Ohne Tickets können wir Sie nicht mitnehmen.*

Inzwischen ist mir klar, dass ich den Zettel beim Ausmüllen mit weggeworfen habe ... Was nun? Noch mal zurück zum Warteraum? Friedrun hat gerade die Müllmänner die Papierkörbe leeren sehen ... Uns steht die Bahnfahrt vor Augen – kein bequemer, schneller Rückflug mehr, kein frühes Ankommen. Und das nach diesem Vorlauf. Die Frau telefoniert noch eine Weile herum, gibt sich, obwohl der startbereite Flieger seine Türen schon geschlossen hat, alle Mühe, aber es hilft nichts.

Endlich ruft sie einen Arbeiter herbei und bittet ihn, unsere Koffer wieder aus dem Flieger zu laden. Das ist wie ein Fallbeil für uns, F. verdrückt ein paar Tränen, es ist für uns beide zu viel.

Nach ein paar Minuten schellt das Telefon. Der Arbeiter ist am Apparat: Er habe die Koffer nicht finden können. Also auch noch unser Gepäck verschwunden? Doch Friedruns Tränen

haben die Beamtin gerührt, sie macht noch einen letzten Versuch. Jetzt erreicht sie endlich unsere Fluggesellschaft, die *Air Baltic*. Noch einmal flackert Hoffnung bei uns auf. Und tatsächlich ... Es gibt wirklich jemand, der unsere Buchung im Computer findet und sie bestätigen kann. *Also gut*, sagt sie, jetzt auch selbst erleichtert und für uns klingt es wie eine Erlösung aus dem tiefsten Jammertal: *Sie können fliegen!* Sie begleitet uns noch bis zum Flieger, der die Tür für uns noch einmal öffnen muss. Kleinlaut und schuldbewusst klettern wir steigen wir die Treppe hoch, doch die Stewardess begrüßt uns strahlend und mit einer wundervollen, erleichternden Herzlichkeit: *Willkommen an Bord! Aber natürlich nehmen wir Sie noch mit!*

In Berlin stehen wir lange an der Gepäckausgabe, am Ende sind kaum noch Fluggäste da, die auf ihr Gepäck warten. Doch dann kommen sie endlich, unsere Koffer. Wer weiß, warum der Arbeiter sie nicht gefunden hat.

Ukraine/Georgien/Armenien/Berlin, Juli 2008-März 2009



Abschied vom Kaukasus.